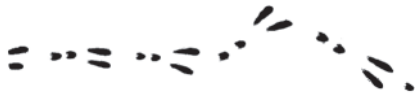

ERICH FRIED
Eine Chronik



ERICH FRIED Eine Chronik
Leben und Werk: Das biographische Lesebuch

Herausgegeben von
Christiane Jessen, Volker Kaukoreit
und Klaus Wagenbach

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Das Nutzlose

Das Nutzlose ^{schützt} ~~beachtet~~ uns
durch ~~sein~~ ^{sein} Vorhandensein
vor dem kleinlichen Irrtum
es koenne nichts Nutzloses geben -
~~Diese Funktion des Nutzlosen~~
ist so nuetzlich
dass es damit beweist
~~was es widerlegt hat~~ ^{was es durch sein Vorhandensein}
dadurch ~~natuerlich~~ ^{schützt}
~~schützt~~
hoert es auf von Nutzen zu sein
und ist daher wieder geeignet
uns vor ~~dem~~ ^{keinem nur daher} Irrtum zu schuetzen ~~wied~~ ^{vor Irrtum}
(~~Das Nutzlose zu untersuchen~~
wie lange dies weifer wechselt)

- 1 (Nutzlos ~~Unnützlich~~
beziehungswiese
kann ~~nützlich~~ ^{nützlich}
Falsch ~~ist~~ ^{ist} auch die Frage
die Unterzuehung
wie lang ^{es}
dieser ~~endlos~~ ^{endlos} dieses Hin- und Her
anhält) ^{geht} fortgeht damit
in Ewigkeit
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8



Originaltyposkript aus dem Nachlaß (Das Nutzlose, 1984. GW 3, 90f.)

Inhaltsverzeichnis

Kindheit und Jugend in Wien **7**

Die frühen Jahre der Emigration **35**

Nachkriegszeit **47**

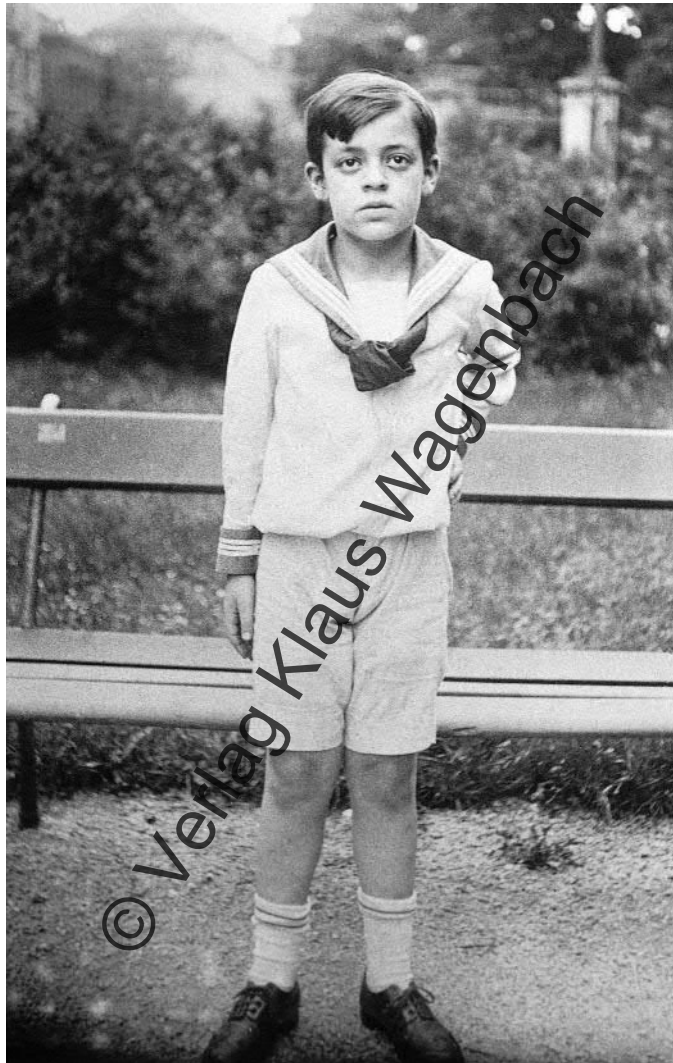
Die sechziger Jahre **61**

Der eingreifende Lyriker **83**

Das letzte Jahrzehnt **103**

Nachrufe **123**

Quellen und Bildnachweis **126**



In der »Wunderkinderzeit« vor dem Liechtensteinpark, etwa fünf bis sechs Jahre alt

Kindheit und Jugend in Wien

1921

6. Mai Erich Fried wird als erstes Kind des Spediteurs Hugo Fried (1890–1938) und der Grafikerin Nellie Fried, geb. Stein (1896 bis 1982), in Wien geboren. Die Familie lebt bei der Großmutter Malvine Stein in der Alserbachstraße 11, im 9. Wiener Bezirk.

Der Vater Hugo Fried wurde am 24. Mai 1890 in Wien geboren, seine Eltern stammten aus Böhmen und Mähren. An seinem 48. Geburtstag starb er an den Folgen eines Trittes in den Magen durch einen Gestapobeamten.

Mit 14 Jahren verließ Hugo Fried das Gymnasium und versuchte, sich als Autodidakt weiterzubilden; er bezeichnete sich als »Schriftsteller«.

Durch Vermittlung der Verwandtschaft wird er 1918 Miteigentümer der Speditionsfirma »Kahane und Fried«, die aber Ende der 20er Jahre in Konkurs geht.

Ab 1930 entdeckt Hugo Fried seine Begabung zu hypnotisieren. Da er aber keine Approbation besitzt, wird er der Kurpfuscherei angeklagt. Der Prozeß geht durch mehrere Instanzen und endet mit Freispruch. Später hat er gemeinsam mit einem Arzt eine Praxis in der Annagasse, im 1. Wiener Bezirk.

Mein Vater las ungemein viel, kaufte viele Bücher, besonders antiquarische, war ein Autodidakt – mit Bildungslücken, über die er sich keine Rechenschaft gab, hatte, ebenso wie meine Mutter, schon im Krieg einige (patriotische!) Gedichte veröffentlicht; die Verse meiner Mutter waren eher pazifistisch. Er wollte Dichter werden, hatte aber nie Erfolg, kam zunächst durch Vermittlung der mütterlichen Verwandtschaft als Partner in eine

Speditionsfirma, die 1927 oder 1928 bankrott ging, weil er auf einen Betrüger hereingefallen war. [...]

Ab 1927 oder 1928 war es hauptsächlich meine Mutter, die die Familie erhielt, indem sie Modellkleider und Stoffe entwarf, Kleinplastiken modellierte (Art: Wiener Werkstätte), die von der Firma Marcel Goldscheider bestellt, angekauft und vervielfältigt wurden (Porzellan, gelegentlich auch Bronze). Später, ab meinem siebten oder achten Lebensjahr, verreiste meine Mutter viel, um für Firmen in Österreich, Deutschland, Schweiz, Polen, CSR und Norwegen Modellkollektionen zu machen.

Mein Vater, der zuletzt die Firma zu retten versucht hatte, indem er mit dem übrigen Geld nach Monte Carlo gefahren war, dort aber alles verloren hatte, betätigte sich als erfolgloser Schriftsteller, schrieb einen Roman, einen Band Jugenderinnerungen, ein Kreuzigungsspiel in Versen, Gedichte und Chansons. Er konnte nur einige Chansons und vier oder fünf kurze Prosatexte, Kurzgeschichten und imaginäre Reiseberichte veröffentlichen. Er saß meist im Kaffeehaus unten in unserem Haus. Unsere große Wohnung war die meiner Großmutter, die ebenda wohnte; auch ein Dienstmädchen oder eine Köchin, auch Kinderfräulein für mich wohnten da. Die Löhne waren niedrig. Es gab dauernd Zank wegen des Wirtschaftsgeldes, der Gas- und Stromrechnungen. 1928 oder 1929 wurde der Strom abgeschaltet und blieb es viele Monate lang. Ich machte meine Hausübungen bei Kerzenlicht. Ab etwa 1930 entdeckte mein Vater, daß er gut hypnotisieren konnte, kurierte einige Frauen mit Lähmungserscheinungen sowie die Impotenz eines ältlichen Amtsrates. Die Zeitungen berichteten über eine dieser Kuren als »Das Wunder von Berndorf«. Die Kuranstalt Baden bei Wien richtete eine Abteilung für ihn ein. Bei einem Kurpfuschereiprozeß wurde er bedingt verurteilt; in zweiter Instanz, als er sich selbst verteidigte, freigesprochen. [...]

Erste Volksschulklasse (Grundschule), Schreibenlernen durch Malen bzw. Schreiben langer Reihen von Schleifen, Doppelschleifen usw. Ich hatte eine leichte (noch viele Jahre lang nicht diagnostizierte) Bewegungsstörung und war nicht gut im Schleifenmachen. Mein Vater übernahm die Aufsicht: Waschbecken mit lauwarmem Wasser, Waschfleck, Handtuch neben mich.

Nach jedem Fehler: Ohrfeige. Dann Gesicht abwischen mit lauwarmem, nassem Waschfleck, dann Trocknen mit Handtuch, dann wieder Schleifen. Beim nächsten Fehler Wiederholung der ganzen Prozedur. Ich haßte ihn glühend dafür. Die Ohrfeigen allein hätte ich auch gehaßt, weil ich sie ungerecht fand. Aber diese sorgfältige Vorbereitung schien (und scheint!) mir fast teuflisch.

Als ich mir mit dreizehn Jahren den Arm brach, mein Vater aber erklärte, er sei nur verrenkt, Einrenkungsversuche machte, die mir wehtaten, weigerte ich mich, verlangte Arzt und Röntgenaufnahme. Wurde fast geohrfeigt. Lippenbeißen – aber keine Ohrfeige. Er gab nach.

Mit etwa vierzehn Jahren erhielt ich die letzte Ohrfeige von ihm, etwa um acht Uhr abends. Ich protestierte sachlich. Wir diskutierten. Gegen zwei Uhr morgen entschuldigte er sich, und wir gingen schlafen. [...]

In den letzten drei Jahren vor seinem Tod fuhr er mit meiner Großmutter und mir in die Sommerfrische (See am Mondsee und Burgau am Attersee, Salzkammergut). Dort lehrte er mich nicht nur rudern, paddeln und einen Trauner (einruderige Riesengondel) fahren, sondern erzählte mir viel von Tieren und Pflanzen, die wir sahen. Er war – wie ich – überaus tierfreundlich. (1986–1988; Vu 74–79)

Die Mutter Nellie Fried, geb. Stein, wurde am 14. September 1896 in Wien geboren. Sie starb 1982 in London, wohin sie noch vor Kriegsausbruch mit einem Visum nachgeholt werden konnte.

Nellie Fried modellierte Kleinplastiken und verkaufte diese Figuren in einem Kunstgewerbeladen in der Hofburgpassage in Wien, nahe dem Heldenplatz. Ab 1927 ernährt hauptsächlich sie die Familie.

Und von meiner Mutter müßte ich ordentlich, so daß man alles vor Augen sieht, erzählen, wie sie sich für mich abgearbeitet hat, als ich klein war, und auch später noch, und wie sie versucht hat, das immer noch zu tun, als sie achtzig Jahre alt war und bei meiner Frau und mir gewohnt hat und uns mit ihrer



Hochzeit der Eltern. Nellie Stein und Hugo Fried, am 6. Mai 1920
in Wien II, Pazmanitengasse 6

besitzergreifenden Eifersucht auf mich das Leben oft schwerer gemacht hat, als sie vielleicht wußte. Wie sie mich als Kind vor den Schlägen meines Vaters schützte, indem sie sich wie ein wildes Tier auf ihn warf, und wie sie sich auf mich warf, als ich schon erwachsen war und sie mich vergeblich zu beherrschen versuchte, und wie sie mich anschrte: »Wenn du nicht so leben willst wie ich will, dann brauchst du überhaupt nicht zu leben.«

Es wäre davon zu berichten, wie mutig sie dem Gestapomann gegenübertrat, der meinen Vater umgebracht hatte, und wie sie ihn, umgeben von hakenkreuztragenden Männern, in öffentlicher Gerichtsverhandlung, als er als Zeuge gegen sie auftrat, einen ganz gemeinen braunen Mörder nannte. Und es wäre auch zu berichten, wie sie in den letzten drei Wochen ihres Lebens panische Angst litt und in der Nacht hin und her lief, weil sie von der Wahnidee befallen war, SS und Gestapo hätten unser Nachbarhaus besetzt und wollten sie und mich zur Hinrichtung abholen. Sie hatte weit mehr Angst um mich als um sich selbst. (1986; MsL 629)

In der Familie Fried kommt es häufig zu Auseinandersetzungen, nicht nur wegen finanzieller Probleme. Die Eltern gehen getrennte Wege und haben wenig Zeit für das Kind Erich, das zu meist einem Kindermädchen oder der Großmutter anvertraut wird.

Die Großmutter Malvine Stein, die Mutter von Nellie Fried, wurde am 28. Mai 1866 in Stanislaw/Galizien geboren und war mit dem Kaufmann (und Arzt?) Carl (Chaim) Stein verheiratet, den Erich Fried aber nicht mehr kennengelernt hat. Vor dem Ersten Weltkrieg besaß Malvine Stein ein kleines Schokoladengeschäft. 1943 wurde sie im Konzentrationslager Auschwitz ermordet.

Wenn ich von meiner Großmutter erzähle, fangen fast alle Geschichten, ganz gleich wie sie enden, irgendwie komisch an.

Vielleicht schon, weil diese grauhaarige, später weißhaarige, sehr kleine und zierliche Frau, die mich in meinen ersten Jahren erzog, die ich lieber hatte als Vater und Mutter und die sich halbnackt oder doch nicht anständig angezogen fühlte, wenn sie nicht ihr schwarzes Samtband um den Hals gelegt hatte, so phantasievoll und ausführlich schimpfen konnte, daß sie oft sogar meine keineswegs auf den Mund gefallenen Eltern zum Schweigen brachte. Nur ich hatte mir meine Beobachtung, daß die ärgsten Verwünschungen und Schimpfreden sich immer genau der selben Redensarten und Worte bedienten, zunutze gemacht, indem ich ihr ihre ewig gleichen Flüche, die ich natürlich längst auswendig wußte, viel schneller vorsagte, als sie selbst sie schleudern konnte. Ja, einige Zeit später, als ich etwas größer geworden war, sang ich meiner Großmutter ihre eben erst angefangenen Schimpfreden zur Melodie der Serenade von Toselli vor, wobei ich nur wenige Worte weglassen mußte. Dann versuchte meine Großmutter sich das Lachen zu verbeißen, aber vergeblich. Zuletzt prustete sie doch heraus, worauf sie sofort wegen dieses ihres Loslachsens wütend auf sich war und sich und alle Familienmitglieder einzeln verfluchte. [...]

Überhaupt, wenn fast alle Geschichten von meiner Großmutter irgendwie komisch anfangen, so heißt das natürlich



Die Großmutter, wenige Jahre vor ihrer Ermordung

nicht, daß sie bis zuletzt komisch blieben. Vielleicht verbarg diese Komik auch nur einen bitteren Nachgeschmack, der aber dann desto stärker werden mußte. Das Ende war, daß meine Großmutter, die wenige Monate nach dem Einmarsch Hitlers auch auf dem anderen Auge erblindete, schließlich, zweieinhalb Jahre nach Kriegsausbruch, aus Wien, wo sie seit ihrem zweiten Jahr gewohnt hatte und heimatberechtigt war, ins Ghetto Theresienstadt abgeschoben und kurz darauf von dort weiter, in ein Vernichtungslager, transportiert wurde. Dort ist sie dann in ihrem neunundsiebzigsten Lebensjahr, nicht ganz zwei Jahre vor Kriegsende, vergast worden. (1986; MsL 519–523)

Als Erich Fried etwa eineinhalb Jahre alt ist, bringt die Mutter ein Mädchen zur Welt, das aber bei der Geburt stirbt. Erich Fried berichtet darüber:

Als ich ein Jahr und vier oder fünf Monate alt war, schob man mir viele Male einen Fußschemel unter das Küchenfenster, ein solides altes Stück, dunkelbraun, mit runden gedrechselten Beinen. Beim Hinaufsteigen bin ich einmal gefallen, seither stützte man mich oder hielt meinen Arm fest. Dann, wenn ich am offenen Fenster stand und gerade bis zum Fensterbrett hinaufreichte, gab man mir ein Stück Würfelzucker in die Hand, das ich für den Storch auf das Fensterbrett legen sollte. Auch einen Reim brachte man mir bei:

Klapperstorch, mein Guter,
Bring mir einen Bruder!
Klapperstorch, mein Bester,
Bring mir eine Schwester!

[...] Trotz dieser Vorbereitungen geschah dann aber nichts. Ich erinnere mich aus dieser Zeit, daß ich in einem mir fremden Zimmer auf der Bettdecke meiner Mutter lag und einen der Knebel, die den Überzug an der Decke festhielten, abdrehte. Meine Mutter aber war nicht böse, sondern streichelte mir nur den Kopf. Daß sich dieses Zimmer im Sanatorium Hera befand, wo auch ich zur Welt gekommen war, wußte ich nicht; auch nicht, daß meine Mutter dort diesmal ein totes Kind geboren hatte.

In den nächsten Tagen und Wochen hörte ich nicht auf, nach dem Storch zu fragen, für den ich allerdings keinen Zucker mehr bekam, und ich fragte auch, so gut ich konnte, nach dem Bruder oder der Schwester, die mir der Storch doch bringen sollte. Aber meine Fragen stießen bei meiner Großmutter ebenso wie bei meiner Mutter auf Unverständnis: »Bruder? Schwester? – Wovon sprichst du, mein Kind?« Ich zeigte auf den Fußschemel, der noch in der Küche stand, und wiederholte den Klapperstorch-Vers, den man mir beigebracht hatte.

»Nein, mein Kind, das haben wir dir nie vorgesagt. Das mußt du geträumt haben.« Auch das Dienstmädchen zuckte nur die Achseln.

In diesem Augenblick sah ich die Narbe oberhalb meines rechten Knies. Beim zweiten oder dritten Mal, als ich den Zucker ins Fenster legen sollte, war ich vom Schemel gefallen und hatte mir das Knie wundgeschlagen. Seither hatte man mich jedes Mal festgehalten oder gestützt und ich war nicht wieder gefallen, aber die Narbe war noch da. Sie hatte eine ganz andere Farbe als die übrige Haut.

Ich atmete tief auf und sah die Narbe an. Ich rührte sie mit dem Finger an. Sie ließ sich nicht wegwischen und war glatt und weich. Ich sagte kein Wort mehr und zitierte auch keinen Klapperstorchreim. Ich zeigte auch nicht auf die Narbe, wie ich zuvor auf den Schemel gezeigt hatte, aber ich wußte jetzt, daß alles so war, wie ich es wußte, und nicht so, wie meine Groß-

mutter, meine Mutter und das Dienstmädchen es mir gesagt hatten. Seither habe ich den Erwachsenen so gut wie nie mehr ohne weiteres etwas geglaubt. (1986; MsL 524f.)

1926

Die »Wunderkinderzeit«: Erich Fried findet durch sein Elternhaus und Lesungen im Familienkreis früh den Zugang zur Literatur. Bereits mit viereinhalb Jahren lernt er durch seine Mutter lesen.

Schon früh ist Erich Fried für seine Vortragskünste im Verwandten- und Bekanntenkreis bekannt. Bis 1927 hat er zahlreiche Auftritte mit einer Kinderschauspieltruppe auf verschiedenen Bühnen Wiens und in der Umgebung.

Im Liechtensteinpark, dem einzigen Park in der Nähe des Mietshauses, in dem ich vier Treppen hoch wohnte, fand ich, daß ich nicht so gut laufen und springen konnte wie andere Kinder. Darüber war ich nicht erstaunt, denn das hatte mir mein Vater schon mehrmals vorgeworfen, wobei er Zweifel an meiner Lebensfähigkeit äußerte und sich zum Schluß Betrachtungen hingab, wie ein Mann wie er zu einem solchen Kind gekommen sei.

Diese Vorhaltungen störten mich mehr als meine Ungeschicklichkeit, unter der ich allerdings später noch dank verschiedener Turnlehrer zu leiden hatte. Im Park aber war ich auf einen einfachen Ausweg verfallen. Ich versammelte andere Kinder um mich und erklärte ihnen, zur Abwechslung wollten wir einmal nicht Schnur springen und um die Wette laufen, sondern etwas anderes tun. Dann erzählte ich ihnen spannende Geschichten, die ich meist eigens zu diesem Zweck ganz rasch erfinden mußte, oder wir inszenierten irgendeine Phantasiekomödie oder -tragödie, die ich mir ausgedacht hatte. Selbstverständlich spielte ich dabei mit.

Ein arbeitsloser Regisseur namens Hans Wachsmann, der berühmt werden wollte, zu welchem Zweck er sich mit Künst-



Das Haus Alserbachstraße 11, Wien IX, in dem die Familie Fried wohnte

lernamen Hansmann nannte und auf Talentsuche den Park durchstreifte, wurde auf mich aufmerksam. Er ließ sich meine Adresse geben und überredete meine Mutter und sogar meine Großmutter, mich in einer Raimund-Inszenierung mitspielen zu lassen. [...]

Großmutter und Mutter willigten ein. Meine Mutter war, als ich mich zum Star der Truppe entwickelte, Feuer und Flamme für meine neue Laufbahn als Wunderkind. Auch ich fühlte mich im allgemeinen sehr wohl, denn das Rollenlernen fiel mir ebenso leicht wie das Spielen, und meine Erfolge auf der Bühne entschädigten mich für meine sportliche Ungeschicklichkeit. [...]

Nicht ganz einfach war es mit den Zeitungskritiken. Die waren zwar sehr schmeichelhaft für mich, besonders da sie im überschwenglichen Stil damaliger Wiener Reporter geschrieben waren, aber meine Mutter war auf die Idee gekommen, ich solle doch meine Zeitungskritiken auswendig lernen. Auch das ging noch an, aber dann forderte sie mich bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit auf: »Sag doch, Erich, was die Zeitung über dich geschrieben hat.« [...]

Dieses Aufsagen von Zeitungskritiken auf Geheiß meiner Mutter war mir unangenehm, nicht nur wegen der heimlichen Beschimpfungen. Viel erfreulicher fand ich, daß mich unser Regisseur Hansmann offenbar zu brauchen schien. Bei Pressekonferenzen vor den Theateraufführungen mußte ich immer dabei sein, um mit den Journalisten zu sprechen. Ich könne sprechen wie ein Buch, lobte er mich. Überhaupt zeigte er mich gerne vor, zwar geschickter als meine Mutter, aber nach und nach wurde es mir klar, daß ich für ihn wichtig war, um sich einen Namen zu machen. Das gab mir Selbstsicherheit, die mir sonst bitter gefehlt hatte, ja fast ein Machtgefühl.

Während einer sogenannten Kunstreise eines Teiles unserer Truppe in die Umgebung Wiens kam mir das zustatten: Wir Kinder wurden nachts im Hotel aus Sparsamkeitsgründen immer zu zweit in ein Bett gesteckt. Beim Abendessen im Hotel Panhans am Semmering erklärte ich, ich werde morgen nur mitspielen, wenn man mich heute Nacht in dasselbe Bett tut wie Erika. In Erika, die mit ihren zwölf Jahren gerade doppelt so alt war wie ich, war ich heftig verliebt. Ich bekam meinen Willen. Erika, zwar verlegen, aber offenbar auch geschmeichelt durch die Gefühle des Stars der Truppe, willigte ein und erklärte: »Du darfst mich streicheln und küssen, aber ansonsten mußt du ein Gentleman sein.« Das versprach ich und hielt es auch, obwohl ich mir von einem Gentleman keine genaue Vorstellung machen konnte.

Am nächsten Morgen, als wir es uns im Frühstückszimmer gut schmecken ließen, saß an meiner einen Seite Erika, an meiner anderen aber ein ungarischer Junge meines Alters, Szandor, ebenfalls in Erika verliebt, der jedoch kein Star war und daher keinen Platz an ihrer Seite, geschweige denn in ihrem Bett, ergattern konnte. Szandor hatte meinen Morgengruß mürrisch erwidert. Als das Frühstück fast vorbei war, war er plötzlich verschwunden, und gleich darauf hatte ich ein sonderbares Gefühl an meinem linken Oberschenkel. Ich sah unter den Tisch und zog dann den etwas verwirrten Szandor am Kragen hervor. Er hatte versucht, mir mit dem Frühstücksmesser mein linkes Bein abzuschneiden, was zwar dadurch, daß ich kurze Hosen anhatte, ein wenig erleichtert wurde, dennoch aber ein völlig hoff-

nungsloses Beginnen war. Ich blutete nicht einmal. Sein Motiv war mir augenblicklich klar, und ich hatte auch Einfühlungsvermögen genug, um Verständnis dafür zu haben. Aber ich fragte ihn kopfschüttelnd: »Wie kannst du so dumm sein, zu glauben, daß ich das nicht rechtzeitig bemerke, wenn du es ohne Lokalanästhesie tust?«

Mir war nämlich erst vor einigen Wochen ein weher Finger in der Poliklinik mit Lokalanästhesie geschnitten worden, und nun glaubte ich, daß ich alles wußte, was es über Lokalanästhesie zu wissen gab. Szandor hingegen ließ sich auf keine Diskussion ein, sondern sah mir voll ins Gesicht, streckte die Zunge heraus und sagte: »Bäh!«, was mich empörte und veranlaßte, mich ihm unendlich überlegen zu fühlen. Erst viele Jahre später stiegen mir Zweifel auf, ob seine Reaktion nicht vielleicht die einzig angemessene gewesen sei. (1986; MsL 532–535)

Auch sein geliebtes Kindermädchen »Fini«, Josephine Freisler, beeindruckt Erich Fried mit seinem Theaterspiel, so daß sie selbst Schauspielunterricht nimmt und Erich Fried abends ihre Rollen vorträgt:

Als ich ein Kind war, hatten die sogenannten besseren Kinder noch ein Kindermädchen oder, wie man bei uns sagte, ein Kinderfräulein. Mein liebstes Kinderfräulein hieß Fini und hatte blonde Haare. Ihr wirklicher Name war Josephine Freisler, und sie war eine von drei Töchtern eines Landarztes in Gaaden bei Wien, der aber schon seit langem krank war und seine Familie nicht mehr gut ernähren konnte.

Obwohl Fini mit meiner Großmutter immer gut auskam, war sie für mich doch gelegentlich eine Zuflucht vor ihrem Zorn, wie das sonst nur unsere Hunde waren. Ich glaube nicht, daß ich Fini viel weniger geliebt habe als meine Großmutter. Ich liebte ihr langes blondes Haar, das ich gern kämmte und bürstete, ich liebte ihre Stimme, ob sie sprach oder ob sie Lieder sang. Ich liebte alles an ihr, ihr Aussehen, ihren Geruch, ihre Art sich zu bewegen. Vor allem aber liebte ich vielleicht ihr Wesen. Sie war der aufrichtigste und gütigste Mensch, den ich bis dahin kennengelernt hatte.



Erich Fried mit dem
Kinder mädchen »Fini« in
Gaaden bei Wien

Als ich mit fünf Jahren in Wien und Umgebung auf der Bühne auftrat, zum Wunderkind abgestempelt und vom Publikum mit Schokolade und Blumen verwöhnt, kam Fini immer mit zu den Proben und Vorstellungen. Sie war es, die mich hin und nachher wieder nach Hause zurück brachte. Nur zu den Vorstellungen selbst, besonders zu den Premieren, kamen auch meine Mutter und meine Großmutter.

Das Theatermilieu blieb nicht ohne Wirkung auf Fini. Eines Tages war ich im Zimmer, als sie meiner Großmutter erklärte, ihr größter Wunsch sei es, Schauspielerin zu werden. Meine Großmutter meinte nach einigem Überlegen, sie könne ja untertags einen Schauspielkurs besuchen, am besten während meiner Schulstunden, die jetzt zu Ende des Sommers beginnen würden, denn ich habe ja nun das Schulalter erreicht. Aber am Abend, meinte meine Großmutter, müsse Fini sich mir widmen, mich zu Bett bringen, mir Märchen vorlesen und alles Nötige für mich tun.

Fini versank in tiefes Nachdenken, ob sich ihre Kurse mit ihren Pflichten mir gegenüber vereinbaren ließen. Als aber meine Großmutter aus dem Zimmer war, lief ich zu ihr hin, legte den Arm um ihre Schulter und sagte:

»Ins Bett gehen kann ich auch allein. Und wenn ich Märchen haben will, kann ich auch die allein lesen. Ich glaube aber, wir können das so machen, daß du am Abend neben meinem Bett sitzt und mir deine Rollen vorliest oder vorsagst. Wenn es praktisch ist, kann ich sie ja zugleich mitlesen, und so kann ich dich prüfen, ob du deine Rollen gelernt hast und ob du die Worte richtig aussprichst.« [...]

In den nächsten zwei Jahren besuchte sie während meiner Schulzeit ihre Schauspielkurse. Abends verfuhrten wir, wie wir es vereinbart hatten. Alles ging großartig, das einzige Arge in dieser Zeit war, daß sie sich, um gewisse Rollen spielen zu können, ihr langes blondes Haar abschneiden lassen mußte. Ich weinte darüber so lange, daß auch sie zu weinen anfang. Nach etwa zwei Jahren war ihr Kurs zu Ende. Darauf folgte noch eine kurze ganztägige Praxiszeit, und dann war Fini eine Schauspielerin. Ich lehnte es ab, nach ihr noch ein anderes Kinderfräulein zu bekommen.

In mancher Hinsicht waren das wahrscheinlich die schönsten Jahre meiner Kindheit. (1986; MsL 617f.)

Mit dem Eintritt in die Schule endet das Theaterspiel für Erich Fried. Der Vater hält beides für unvereinbar und verbietet weitere Theaterauftritte. Auch als Max Reinhardt das Angebot macht, Fried in sein Ensemble aufzunehmen, läßt sich der Vater nicht umstimmen.

In diese Zeit fallen die ersten Reimversuche.

Als Max Reinhardt für meine Ausbildung bezahlen wollte, wenn ich Ensemblemitglied werde, Verbot meines Vaters. Ich sagte: »Weil du als Schriftsteller keinen Erfolg hast, und ich als Schauspieler ja.« Ohrfeige. Ich: »Dazu mußt du nur größer und brutal sein.« Zweite Ohrfeige. Ich: »Die kriegst du zurück, wenn ich erwachsen bin.« Dritte Ohrfeige. Ich: »Die auch!« Keine Ohrfeige mehr, er ließ mich wütend stehen. (1986–1988; Vu 76f.)

1927

15. Juli »Blutiger Freitag« in Wien. Erich Fried ist mit seiner Mutter an diesem Tag zufällig in der Nähe der Kolingasse. Die flüchtenden Demonstranten und Passanten kommen ihnen entgegen.

In Wien waren in jenem Jahr 1927 Rechtsradikale, die in der Ortschaft Schattendorf Arbeiter ermordet hatten, von Richtern, die politisch den Mördern näherstanden als ihren Opfern, in allen Instanzen freigesprochen worden; zuletzt, trotz einer großen Demonstration empörter Arbeiter, am 14. Juli 1927 vom Obersten Gericht, das im Justizpalast tagte. Am folgenden Tag kam es zum Zusammenstoß zwischen der Polizei und den demonstrierenden Arbeitern. Dabei wurde ein Polizist getötet, die Polizei aber erschöß 86 Arbeiter.

An dem Tag war meine Mutter zufällig mit mir in den I. Bezirk, die Innere Stadt, gegangen und hatte, weil die Straßen seit Anfang des Kampfes nicht mehr passierbar waren, in einem Laden bei Bekannten Zuflucht gefunden. Durch das Schaufenster sah ich Bahren mit Toten und Verwundeten. [...]

1927 war mein erstes Schuljahr. Mein Lehrer hatte meine Fähigkeit, Gedichte zu deklamieren, desto schneller entdeckt, als ich damit keineswegs hinter dem Berge gehalten hatte. Ich sollte nun zu Weihnachten im Festsaal unserer Schule, einem großen Saal in einem nahen Gemeindehaus, den meine Markt-gasse-Schule mit zwei anderen teilte, ein Weihnachtsgedicht aufsagen. Als ich schon auf der Bühne stand, hörte ich unten jemand sagen: »Der Herr Polizeipräsident ist auch unter den Gästen.« Also trat ich vor, verbeugte mich und sagte in meiner besten Redemanier: »Meine Damen und Herren! Ich kann leider mein Weihnachtsgedicht nicht aufsagen. Ich habe gerade gehört, Herr Polizeipräsident Doktor Schober ist unter den Festgästen. Ich war am Blutigen Freitag in der Inneren Stadt und habe die Bahren mit Toten und Verwundeten gesehen, und ich kann vor Herrn Doktor Schober kein Gedicht aufsagen.« Nochmals verbeugte ich mich und trat dann zurück. Der Polizeipräsident, den ich erst jetzt sah, sprang auf und verließ sofort,

gefolgt von zwei, drei Begleitern, den Saal. Er oder einer aus seinem Gefolge schlug krachend die Tür zu. Ich trat wieder vor und sagte: »Jetzt kann ich mein Weihnachtsgedicht aufsagen.« Ich deklamierte das, wie ich heute weiß, ohnehin jämmerlich schlechte Gedicht mit all dem Pathos, das man mir beigebracht hatte. Großer Applaus, ich verbeugte mich noch mehrmals und zog mich dann zurück. Mein Lehrer, Franz Ederer, ein linker Sozialdemokrat, wartete schon auf mich. Er umarmte mich: »Das ist ja großartig, Erich! Wie bist du nur auf diese Idee gekommen?«

Mein Vater war weniger erfreut. Er grollte: »Ich dulde das nicht. Der Junge schwimmt mir in kommunistischem Fahrwasser!« Ich hatte keine Ahnung, was das hieß, aber da mein Vater, der auch gegen meine schauspielerische Betätigung gewesen war, es so ablehnend sagte, mußte es grundsätzlich etwas Gutes sein, folgerte ich. Außerdem liebte ich meinen Lehrer, während ich meinem Vater damals dauernd und nicht ganz unverständlich böse war. Also interessierte ich mich lebhaft für das, was er gesagt hatte und beschloß, mich über den Sinn seiner Worte möglichst bald zu informieren.

Wir hatten zwar die Luxusausgabe von Meyers Konversationslexikon, aber leider nur die ersten sechs Bände, so daß das Wort GAIMERSHEIM das letzte war. Band 6 ging nicht einmal bis GESCHLECHTSORGANE, geschweige denn KOMMUNISMUS. Ich konnte also nur FAHRWASSER nachschlagen. Da stand: »Wasserstraße, welche die Schiffe zu wählen haben, um sicher ans Ziel zu gelangen.«

Wegen des anderen Wortes mußte ich warten, bis meine Großmutter mich das nächste Mal zu Tante Anna mitnahm, die zwar nicht die Luxusausgabe, dafür aber alle Bände hatte. Dort sah ich unter KOMMUNISMUS nach, und weiter, dank der ständigen wiederholten Hinweise, »Siehe denselben«, auch Sozialismus, Marx, Engels, Sozialistengesetze. So verdankte ich meinem Vater und Meyers Konversationslexikon von der Jahrhundertwende meine erste Einführung in die Grundzüge politischen Wissens. (1986; MsL 536f.)

September Erich Fried wird eingeschult in der Volksschule Alserbachstraße, Ecke Marktgasse. Aus dieser Zeit stammt ein Gedicht, das – wie er später betont – Ausdruck seines Widerstandsgeistes innerhalb der Familie ist.

Kindergedicht

Ein Kind
ist kein Rind
Ein Kind
ist geschwind
wie der Wind

Es hört
was euch stört
Es denkt
was euch kränkt
Es fragt
was euch nicht behagt
Es schreit
was ihr wirklich seid
Was es weiß
macht euch heiß
Und ihr sagt es sekkiert
wenn es euch irritiert

(1927/28; EdW 575)

In der Schule lernt Fried den Antisemitismus kennen und durch den Spott seiner Mitschüler wird ihm erstmals bewußt, daß er Jude ist. Er beginnt sich für jüdische Geschichte und Religionsgeschichte zu interessieren.

Wenn man damals zu mir, als ich etwa so sechs, sieben Jahre alt war, »Saujud« gesagt hat, dann habe ich geantwortet: »Ja, ich bin ein Jude. Und ich bin stolz, ein Jude zu sein.« Schon vom ersten Schultag an wurde ich von anderen Kindern mit der Nase darauf gestoßen, daß ich Jude bin. Es gab da so Kinderreime wie: »Jud', Jud', spuck in Hut, sag der Mutter, das ist gut.« Wir

jüdischen Schüler sind dann darauf gekommen, daß man auch sagen kann: »Christ, Christ, spuck am Mist, sag der Mutter, daß sie's frißt!« Und dann haben die beiden Parteien sich das natürlich zugerufen wie homerische Helden vor dem Gefecht – und zu raufen begonnen. Ich habe beides verabscheut. So ungefähr mit sieben Jahren wurde mir klar, daß es genauso dumm ist, darauf stolz zu sein, ein Jude zu sein, wie sich dessen zu schämen. Man hat ja nichts dazugetan, daß man das eine oder das andere ist. (1988; JP 69)

1931

Erich Fried wechselt auf das Bundesgymnasium in der Wasagasse 10 im 9. Wiener Bezirk. Dort treffen die unterschiedlichen politischen Ansichten der Schüler schärfer aufeinander.

Ich ging ins Wasagymnasium, eine der berühmtesten und besten Mittelschulen Wiens. Etwa die Hälfte der Schüler waren Juden. Die Mehrzahl der christlichen Schüler war nationalsozialistisch. Von den jüdischen Schülern waren die meisten sozialdemokratisch gesinnt. Es gab alle Meinungen, nur keine regierungstreuen. Die jüdischen und nationalsozialistischen Schüler kamen sehr gut miteinander aus. Man politisierte sogar oft zusammen und mußte sich nur nicht direkt angreifen. Die Professoren gebärdeten sich zumeist vaterländisch, jedoch hatte man keine Ahnung, daß einige vielleicht nationalsozialistisch sein könnten. Es wurde nicht zuviel über diese Dinge gesprochen. Einmal sah ich auf der Straße zwei kleine jüdische Jungen raufen. Einige Leute standen herum und meinten dann: »Na, wartet nur. Wenn der Hitler kommt, hängt er euch alle auf.« Gegen Weihnachten wurden meist Zettel verstreut, auf denen geschrieben stand: Kauft nicht bei Juden. (1938; AA 54f.)

Meine Nazi-Mitschüler, illegale Hitlerjungen, waren nicht schlechtere oder bössere Leute oder dümmere Leute als ihre jüdischen oder antifaschistischen Schulkameraden. Es waren ge-

nau die gleichen Jungen. Alles andere ist Schwarzmalerei. Sie haben sich auch, da wir schon sieben Jahre zusammen waren, als die Nazis gekommen sind, zu ihren jüdischen und antifaschistischen Mitschülern fast ausnahmslos anständig verhalten. Gefährlich wurden sie erst, wenn sie gegen Leute eingesetzt wurden, die sie nicht kannten. Und das auch nicht von einem Tag auf den anderen... In unserer Klasse hat natürlich jeder von jedem gewußt, was er ist. Wir haben uns gestritten. Wir haben manchmal gerauft. Nie hat einer den anderen denunziert. Weder ein Linker einen Rechten noch ein Rechter einen Linken. Und man hat sich auch gegenseitig eingesagt und bei Prüfungen geholfen. (1988; JP 70)

1934

»Februarkämpfe« in Wien: Auch in Österreich wird der Antisemitismus zunehmend aggressiver. Im Februar 1934 setzen sich die Sozialdemokraten gegen den von Bundeskanzler Engelbert Dollfuß (seit 1932) propagierten autoritären und am Mussolinischen Modell orientierten Ständestaat (»Austrofaschismus«) erfolglos zur Wehr.

Ich, zwölf Jahre alt, aber seit Tagen, seit ich das kleine gelbe Flugblatt der Sozialdemokraten gelesen habe, dessen letzte Worte ich nie mehr vergessen konnte: »Wenn Eid und Verfassung gebrochen werden und die Freiheit in Gefahr gerät, dann wird die Arbeiterschaft zu den Waffen greifen« und seit ich im Radio und in der Zeitung die drohenden und provozierenden Worte der verschiedenen schwarzen und weißgrünen Machthaber gelesen habe, auf das Ärgste gefaßt, weiß ganz genau, daß das ein Maschinengewehr sein muß. [...]

Auch in sich selbst sind die Radionachrichten widersprüchlich: »Es muß ganz besonders betont werden, daß nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Arbeiterschaft sich den verbrecherischen marxistischen Elementen angeschlossen hat.« Und fünf Minuten später: »Die Tapferkeit unserer braven Exekutive war umso bemerkenswerter, als wir uns überall einer

vielfachen Übermacht gegenüber befanden.« Und einige Minuten später, nach neuerlichem Maschinengewehr- und Geschützlärm durchs offene Fenster, wieder im Radio die Nachricht von der vollkommenen Ruhe und von der verschwindend kleinen Minderheit, so daß meine Großmutter, die sonst nie lacht, zu lachen beginnt. Noch ein zweites Mal brachte das Radio meine Großmutter an dem Tag zum Lachen. Als es nämlich einen Regierungsauftrag an die Arbeiterschaft brachte, der mit den Worten begann: »Arbeiter! Eure jüdisch-marxistischen Führer sind geflohen!« – »Aha«, sagte sie, »das beginnt jetzt auch schon« und lachte. (1986; MsL 540f.)

1. Mai Einführung der Ständestaat-Verfassung in Österreich unter der Kanzlerschaft von Engelbert Dollfuß.

■ TRUDE MANDEL *Der Bub war schon wieder vorlaut*

Meine Erinnerungen an Erich fallen zwischen die Jahre 1934 und 1938. Zum Beispiel erinnere ich mich sehr deutlich an eine Geburtstagsfeier bei ihm zuhause. Seine Großmutter war eine sehr gute Köchin und war in der Familie berühmt für ihre Kastanientorte (Erichs Lieblingstorte). Der Geburtstagstisch war eigentlich zu groß für das Zimmer. Er nahm den meisten Platz ein. Der Raum machte den Eindruck, völlig überfüllt zu sein, ganz ähnlich dem späteren Arbeitszimmer Erichs in London.

Vor der Geburtstagsjause zog Erich ein leeres Blatt Papier aus dem Schreibtisch, der eingezwängt zwischen Fenster und Kasten stand. Er sagte mir, daß dort viel Geschriebenes stehe, allerdings in unsichtbarer Tinte, die er ganz allein hergestellt habe. Ich war sprachlos und konnte überhaupt nicht begreifen, wie so etwas möglich war. Ich glaube, Erich war damals dreizehn Jahre alt. [...]

Das Verhältnis unseres Familienzweiges (meine und die Familie Fried mütterlicherseits) gegenüber Nellie und Erich war eher kompliziert. Meine Familie war gut bürgerlich, sozialdemokratisch, nicht religiös und keineswegs selbstbehauptend. Nellie und Erich waren das Gegenteil, nicht direkt auf politi-

scher oder philosophischer Ebene, aber ungemein »aggressiver« und mit einem wahren Talent für Selbstbehauptung. Man nahm Nellie irgendwie nicht ganz ernst und zweifelte an ihrer Ehrlichkeit. Über Erich hieß es: »Zu altklug für sein Alter. Der Bub weiß immer alles besser.« Beim sonntäglichen Abendessen bei meiner Großmutter mußten Erich und ich immer am Katzentisch sitzen. Das hielt Erich aber nicht davon ab, die Konversation der Erwachsenen genau zu verfolgen und besonders bei politischen Themen mit sehr lauter Stimme dreinzusprechen, wann immer er mit den verschiedenen Meinungen nicht übereinstimmte. Er fing dann an, stehend, den Anwesenden lange Vorträge zu halten. Natürlich war man danach etwas verstimmt (»Der Bub war schon wieder vorlaut«), aber insgeheim auch irgendwie stolz auf ihn. Mit großem Genuß wurde immer wieder Erichs Auseinandersetzung mit seinem Vater erzählt. Erich war ungefähr fünf Jahre alt, als ihm Hugo das Nasebohren verbot. Der Sohn widersprach: »Papa, ich werde immer in der Nase bohren. Mein ganzes Leben lang werde ich in der Nase bohren.«

In meiner dritten Volksschulklasse hatte ich Angst vor meiner Lehrerin. Das erzählte ich Erich. Er sagte mir, daß ich doch ein sehr mutiges Kind sei und mich vor »Der« nicht fürchten brauche. Daraufhin zeichnete er in allen Details einen Totenschädel. Er bat mich, die Zeichnung sehr genau anzuschauen, und fragte mich, ob ich Angst davor hätte. Meine Antwort war ein tapferes Nein, und Erich schaute mich ganz ernst an und meinte: »Siehst Du, Du bist ein mutiges Kind. Andere hätten sich vor so einem Bild sehr gefürchtet.« (1995)

1937

Der sechzehnjährige Gymnasiast beschäftigt sich mit »Erfindungen«, wobei es ihm gelingt, ein Verfahren zur »verbesserten Herstellung für sockelfeste Glühbirnen« patentreif zu machen. Die Firma, die sich für diese Erfindung interessiert, gerät aller-

dings in finanzielle Schwierigkeiten und nimmt die versprochene Patentanmeldung nicht vor.

Unter dem Einfluß seiner Freundin Zita Litwok verfaßt Erich Fried »kleinere weltanschauliche Betrachtungen« und einen sozialutopischen Roman mit dem Titel *Der Kulturstaat*.

■ ERNST EISENMAYER *Bei uns auf der Alserbachstraße*

Ich lernte Erich Fried 1933 oder 1934 in Wien kennen, in den Nach- bzw. Vorkriegsjahren. Etwa ein Dutzend Jahre nach Einsteins Relativitätstheorie (wodurch fast alles möglich erschien) und kurze Zeit vor oder nach dem wir beide den Kanonendonner am Karl Marx Hof im Februar 1934 hörten. [...]

Beide wohnten wir damals gegenüber dem Schubertbrunnen; Erich in der Alserbachstraße, fast an der Ecke, und ich im zweiten Haus in der Pfluggasse, wo mein Vater einen kleinen, so gut wie bankrotten Elektrotechnikerladen besaß. Die wenigen Möbelstücke waren gepfändet. [...]

Mein Vater ging jeden Tag stundenlang mit einem kleinen Werkzeugkoffer auf Arbeitssuche. Meistens erfolglos. Ich war dann für unsere Bude verantwortlich, und Erich und ich hatten genügend Zeit für unser Lampenexperiment.

Es gab Schubladen, die ich für meinen Vater beschriftet hatte. Draht, Stecker, Schalter, Werkzeug und »Diverses«. Erich wollte unbedingt das »Diverse« sehen. Darunter fanden sich die alten Glühlampen (auch in den meisten anderen Läden war nur altes Zeug – für gewöhnlich ziemlich oder ganz unbrauchbar). Wir nahmen die Lade heraus und stellten sie auf den Tisch. Es war aufregend, sich da in ein neues unerforschtes Gebiet zu werfen. Vielversprechend lagen die glänzenden Glasbirnen vor uns, zum Pflücken reif. Die Inspektion begann.

Da bei etlichen Lampen nur der Glühfaden unterbrochen war, kamen wir auf eine Idee. Einer von uns beiden hielt die Glühlampe. Ich habe vergessen, wer was getan hat, der andere hielt den Draht mit den entblößten Polen, der vom Stecker kam. Einen Pol hielten wir an das Zinn am Schraubende, den zweiten an das Messinggewinde, ganz schnell, während die Birne so gehalten wurde, daß der unterbrochene Glühfaden wieder Kon-

takt bekam. In diesem Moment schweißte sich der Glühfaden zusammen.

So funktionierte die Lampe wieder. Sie brannte etwas heller und manchmal sogar für eine Weile. Es war fast abenteuerlich für uns. Erich konnte einige dieser Glühbirnen an den Mann bringen und ein paar extra Groschen verdienen. Er hatte diesbezüglich ein praktisches Talent. (1995)

1938

12. März Besetzung Österreichs durch deutsche Truppen.

»Habt ihr noch immer nicht genug?«, fragte meine Großmutter kopfschüttelnd. »Wie lange sitzt ihr jetzt schon an diesem Radio?« Wir, mein Vater und ich, saßen schon seit Stunden da und horchten, horchten, horchten. Den ganzen Tag lang, eigentlich. Wir hatten genug, mehr als genug, aber wir konnten uns nicht losreißen. Was blieb uns auch noch übrig, als zu hören, was geschah? Wir waren, wenigstens für den Augenblick, zu ganz und gar passiven Empfängern der Geschichte geworden, zu Erleidern. Es war der 12. März 1938. Am Abend zuvor hatte Österreich zu existieren aufgehört. Auch das hatte für uns im Radio begonnen, mit der Stimme, die das Ende angekündigt hatte: »Österreich ist vor eine schwere Entscheidung gestellt worden. Die Reichsregierung hat dem Herrn Bundespräsidenten ein befristetes Ultimatum...« Undsowweiter bis zu den Schlußworten: »Und damit verabschiede ich mich vom österreichischen Volk mit einem deutschen Wort und einem Herzenswunsch: Gott schütze Österreich!«

Darauf folgte die österreichische Bundeshymne, deren letzte Takte diesmal ganz langsam und traurig ausklangen. Der Sprecher der Abschiedsworte, Bundeskanzler Kurt Schuschnigg, der, ebenso wie sein von den Nazis ermordeter Vorgänger, Engelbert Dollfuß, mit seinem klerikalen Dreiviertelfaschismus Hitler selbst den Weg geebnet hatte, vielleicht ohne sich darüber klar zu sein, hatte jetzt in seiner kurzen Rede gesagt: »Ich stelle fest

vor der Welt, daß die Gerüchte, daß Arbeiterunruhen ausgebrochen seien, daß Ströme von Blut geflossen seien und daß die Regierung nicht mehr Herr der Lage sei, von A bis Z erfunden sind. Wir weichen der Gewalt.« (1986; MsL 546f.)

Ende März Erich Fried gründet zusammen mit Schulkameraden eine Widerstandsgruppe.

Einige Tage nach Hitlers Einmarsch in Wien, in der zweiten Märzhälfte 1938, lud ich einige Schulkameraden zu mir ein, alles Kinder jüdischer Eltern wie ich, und gründete mit ihnen eine Widerstandsgruppe, deren Angehörige einander nicht nur Verschwiegenheit gegenüber den Nazibehörden bis in den Tod gelobten, sondern auch vereinbarten, daß jeder von uns in der unteren Hälfte des Anfangsbuchstabens seines Vornamens einen schrägen Strich von links oben nach rechts unten anbringen sollte. [...]

Die meisten jüdischen Familien unterwarfen damals ihre Bücherschränke einer strengen Zensur. Staatsgefährliche Literatur, besonders marxistische Bücher, wurde ausgereiht und vernichtet, denn sie fürchteten mit Recht das Ärgste, falls diese Bücher in ihren Wohnungen gefunden wurden. Die Kachelöfen der alten Wiener Wohnungen hatten Hochbetrieb.

Ich hatte natürlich von den Bücherverbrennungen in Deutschland gelesen, und mir tat es um jedes Buch leid. Die Hauptarbeit der Widerstandsgruppe bestand daher darin, daß wir alle unsere jüdischen Freunde und Bekannten aufsuchten, ihnen lebhaft ausmalten, wie gefährlich es sei, jetzt, da der eigentliche Winter vorbei sei, immer noch den ganzen Tag lang Papier zu verbrennen, was man riechen und womöglich von draußen an dem aufsteigenden Rauch bemerken könne. Es sei viel besser, diese Bücher uns zu geben. Wir würden sie zu Leuten hintragen, Nichtjuden, die aber die Nazis haßten und gerade solche Bücher brauchten. [...]

Wesentlich weniger als die Bücher wog das illegale Propagandamaterial, das wir mit vielen Durchschlägen auf unseren Schreibmaschinen abgetippt hatten. Daß man Schreibmaschinen an ihrer Schrift identifizieren kann, genauso wie Handschriften,

das wußten wir nicht. Keiner von uns hatte eine Ahnung von Kriminologie.

Das abgetippte Material bestand zum Teil aus Auszügen aus Werken wie Leonhard Frank, ›Der Mensch ist gut‹ oder Nicolai, ›Aufruf an die Europäer‹, zum Teil aber auch aus erbaulichen Gedichten, die meistens ich verfaßt hatte. [...]

So geschah es eines Tages, als mein Freund Edmund und ich durch die Liechtensteinstraße gingen, die Taschen voll von Propagandamaterial, daß wir in Schwierigkeiten kamen. In der Nähe des Zugangs zur Strudelhofstiege sahen wir einen SS-Mann, der auf der Straße stand und uns entgegenblickte. Wir wechselten, wie wir hofften, unauffällig, auf die andere Straßenseite hinüber, wo der Liechtensteinpark seine Mauer hatte. Aber auch dort stand ein SS-Mann, und der hielt uns an.

»Sind Sie Jude? Österreichischer Staatsbürger?« Beides bejahten wir wahrheitsgemäß. »Kommen Sie mit.« Wir wußten, daß das weiter nichts bedeutete, als daß wir in irgendeiner SS-Kaserne Reinemachdienste leisten sollten. Das wäre zwar unangenehm gewesen, und man mußte sich darauf gefaßt machen, einige Tritte oder Schläge zu erleiden, aber das wäre nicht so arg gewesen. Nur wußten wir auch, daß in den letzten Wochen zum Ritual dieser Reinemachaktionen die Entleerung aller Taschen und Prüfung ihres Inhalts hinzugekommen war, und das würde natürlich in unserem Fall schlecht ausgehen. Daß ich, der ohnehin eine leichte Bewegungsstörung hatte und nicht gut marschieren und schon gar nicht laufen und springen konnte, einen KZ-Aufenthalt nicht überleben würde, war so gut wie sicher. So also sah der Tod aus? Ein Mann mittleren Alters in schwarzer Uniform, mit ein wenig traurigem, aber gar nicht böartigem Gesicht, in dem rot aufgesprungene Äderchen an Nase und Wangen vielleicht anzeigten, daß er zuviel trank.

Ich riß mich zusammen und fragte den SS-Mann sehr ernst: »Muß das unbedingt sein?« Ich sah ihn voll an, und er sah mich und meinen Freund an. Ich weiß nicht wie lange, aber es wird wahrscheinlich nicht länger als eine Sekunde gewesen sein. Dann machte er eine Handbewegung und sagte: »Gehen Sie.« Ich sagte: »Besten Dank«, und wir gingen.

(1986; MsL 568–571)

24. April Verhaftung der Eltern wegen »Vorbereitung zur Devienverschiebung ins Ausland«. Während die Mutter sofort inhaftiert wird, muß der Vater noch mit in die Wohnung zu einer Hausdurchsuchung und wird anschließend verhaftet.

6. Mai An seinem 17. Geburtstag muß Erich Fried die Schule verlassen. Das Wasa-Gymnasium wird aufgelöst, das Gebäude in Büros für die SS umgewandelt. Die christlichen Schüler wurden auf andere Schulen verteilt, die jüdischen Schüler mußten entweder die Schule beenden oder konnten eine vorgezogene Maturaprüfung ablegen. Erich Fried erhält ein Abgangszeugnis.

24. Mai Hugo Fried wird aus der Haft entlassen. Am Abend desselben Tages stirbt er an den Folgen eines Gestapoverhörs.

Mein Vater war am Nachmittag des 24. Mai röchelnd, sichtlich dem Tod nahe, von einem Autofahrer und einem Polizisten die vielen (108 oder 113) Stufen zu unserer Wohnung hinaufgehievt worden. Ich war gerade auf dem Weg hinauf, überholte ihn im recht dunklen Treppenhaus, sah einen offenbar sterbenden, röchelnden Menschen mit weißem Stoppelbart und weißem Haarkranz um den ziemlich kahlen Schädel, sah eine Nachbarin, die mit den beiden Männern sprach und weinte, fühlte mich mit schlechtem Gewissen erleichtert, daß dieser sterbende Mensch anscheinend zu ihr gebracht wurde und nicht zu uns, obwohl ja meine Eltern in Haft waren, fragte ich die Nachbarin: »Frau Liebster, kann ich etwas für Sie tun?« Worauf sie mich an der Hand packte und laut sagte: »Wissen Sie denn nicht, wer das ist? Das ist Ihr Vater!« Ich war kurzsichtig, der Treppenaufgang war ziemlich dunkel, und ich hatte meinen Vater nie weißhaarig oder unrasiert gesehen. Ich hatte ihn nicht erkannt.

Später habe ich nachgedacht, ob das Nichterkennen auch auf meine gemischten Gefühle gegenüber meinem Vater zurückzuführen war. Ich weiß es nicht und werde es nie wissen, aber ich habe den Verdacht, daß dieser Umstand mitgespielt hat. [...]

Der Arzt kam: »Warum hat man mich erst so spät geholt?« und gab ihm zwei Kampferinjektionen. »Ah, Kampfer!« sagte

mein Vater. Er wußte – genau wie ich –, daß das ein Mittel in letzter Stunde war. Ein vom Hausarzt verständigtes Krankenauto brachte ihn ins Allgemeine Krankenhaus. Ich fuhr mit, wurde aber nach Hause geschickt; ich sollte am nächsten Morgen wiederkommen.

Am nächsten Morgen erfuhr ich dort, daß er um 10 Uhr abends gestorben war. Als ich seine Sachen aus dem Gefängnis holte, fragte der Polizist: »Warum holt er sie denn nicht selbst?« – »Weil er an den Folgen der Haft gestorben ist.« Der Mann (vielleicht auch kein Polizist, sondern ein wie ein Polizist uniformierter Gefängnisangestellter, aber wahrscheinlich doch Polizist) grinste übers ganze Gesicht: »Eh ganz recht, Kleiner! Wieder einer weniger!« – »Ja. Wieder einer weniger«, sagte ich sachlich, merkte mir seine Dienstnummer, schrieb sie mir draußen auf, um mich nach Ende der Hitlerzeit an ihm zu rächen. Bei Kriegsende fand ich die Nummer und zerriß sie sorgfältig in kleine Stücke. (1986–1988; Vu 81f.)

27. Mai Beerdigung des Vaters auf dem Wiener Zentralfriedhof, neue Israelitische Abteilung.

Begräbnis meines Vaters

Am Judenfriedhof ist viel Land umbrochen
und Sarg um Sarg kommt, und die Sonne scheint.
Der Pfleger sagt: So geht es schon seit Wochen.
Ein Kind hascht Falter, und ein Alter weint.

Dumpf fällt der Vater in die Erde,
ich werfe Lehm nach, feucht und kalt.
Der Kantor singt. Es wiehern schwarze Pferde.
Es riecht nach Sommeraufenthalt.

Die mir die Gärten meiner Stadt versagen,
die Bank im staubigen Grün am Kai,
sie haben mir den Vater totgeschlagen,
daß ich ins Freie komm und Frühling seh.

(1945; Ö 51)

Juli Der Familie wird die Wohnung in der Alserbachstraße gekündigt.

4. August Erich Fried flieht über Belgien nach England.

5. August Ankunft in London. Auf dem Bahnhof Victoria Station wird er von einer englischen Freundin seiner Mutter, Constance Barnett, abgeholt. Sie beherbergt ihn zunächst im Haus ihrer Mutter in der Amhurst Road (E8), dann in einer gemeinsamen Wohnung, 44a Brondesbury Villas (NW6); später allein in Honiton Road (NW6) und wahrscheinlich in der Brondesbury Road (NW6) sowie in zwei Domizilen in der Alexandra Road (NW8). Etwas Geld erhält Erich Fried von seinem Großonkel Franz Kalina, der in den Niederlanden lebt.

Auf dem Blatt eines Notizbuches faßt der »bettelarme Flüchtling« sein bisheriges Leben kurz zusammen:

Eigentlich sollte ich meine Vorgeschichte beschreiben, tu es auch.

Erich Fried, *6.5.1921 Wien, 9, Alserbachstraße 11. Jude, frühreif, intelligent, eingebildet, körperlich untüchtig, belesen, interessiert, mit fünf Jahren Theatertournee, darauf Schule – Gymnasium. Mit 11 Jahren verliebt. Massenproduktion von Reimen. Mit 14 wieder verliebt. Erfindungen, Gedichte, Patentanmeldungen, Enderfolg negativ, aber Bekanntschaft mit Alfred Wurmser. Mit 16 Jahren lernt am Land Zita Litwok kennen. Von da an bewußte Arbeit an sich selbst im Sinn ethischer Vervollkommnung. Herbst 1937 Roman »Der Kulturstaat« und kleinere weltanschauliche Betrachtungen. Winter ein Band Skizzen. 1938. Umbruch. Eltern verhaftet, Not, abenteuerliche Kampfzeit, Verantwortung. Wird selbständig, Vater stirbt. – Philosophische Schriftchen. Entwurf »Der Weg zur Höhe«. Fahrt nach England bringt andere aus Österreich heraus, Krankheit, Reaktion, Befestigung der ethischen Weltanschauung, Umformung des Glücksbegriffes. Arbeiten: Vom 22. März bis 4. August 1938 in Wien – Studien zur Vorbereitung für den Beruf des Schriftstellers. »Gedanken übers Schreiben.« (1938/39; AA 78)



Als Siebzehnjähriger,
in Wien

Im Rückblick beschreibt Erich Fried die vollkommen neue Lebenssituation des Siebzehnjährigen so:

Nach dem deutschen Einmarsch in Wien, 1938, der mich aus einem österreichischen Oberschüler in einen verfolgten Juden verwandelte, und nach der Ermordung meines – unpolitischen – Vaters durch Gestapo-Beamte nahm ich mir vor, wenn ich lebend entkäme, zu tun, was mein Vater in den letzten zwölf Jahren seines Lebens vergeblich tun wollte – Schriftsteller zu werden. Ich wollte gegen Faschismus, Rassismus, Unterdrückung und Austreibung unschuldiger Menschen schreiben. Als Flüchtling in England schrieb ich zuerst Gedichte und Prosa gegen das Dritte Reich, in dessen Gaskammern viele meiner Freunde und Verwandten starben, und über Flüchtlingselend und Ausbeutung. (1974; HI 93)

Die frühen Jahre der Emigration

1939

Anstellung beim »Jewish Refugee Committee« als Bürogehilfe (bis Herbst 1940).

Erich Fried gründet eine Selbsthilfegruppe junger Flüchtlinge, der es gelingt, bis zum Kriegsausbruch mehr als 70 Menschen nach England zu retten – darunter auch die Mutter Erich Frieds. Die Gruppe, die etwa 20 Mitglieder zählt, hilft außerdem bei der Suche nach Unterkünften und der Beschaffung von Visa, organisiert Treffen und Museumsbesuche.

Das German Jewish Refugee Committee, das Flüchtlingskomitee in London, hatte im Spätherbst 1938 die Förderung meiner erklärten Berufsabsicht, ein deutscher Dichter zu werden, mit den Worten abgelehnt: »Junger Mann, Sie sind 17 Jahre alt. Je früher Sie sich diese Wahnideen aus dem Kopf schlagen, desto besser wird es für Sie sein.«

Und doch hat dieses selbe Komitee mir wenig mehr als ein Jahr danach etwas wie ein Stipendium gewährt, wenn auch aus ganz anderen Gründen und nicht als ein Stipendium deklariert. Nichtsdestoweniger war es dieses Geld, das mir Gelegenheit gegeben hat, ein Jahr lang viel zu schreiben und auf diese Art sozusagen ins Schreiben hineinzukommen.

Mit meinen Plänen, ein deutscher Dichter zu werden, mit meinem Aufmucken gegen verschiedene Regelungen des Komitees, in dem ich 1939/40 ein ganz untergeordneter Hilfsangestellter war, wenig mehr als ein Träger von Akten zwischen dem Archiv und den verschiedenen Büros, zog ich mir, glaube ich, binnen sehr kurzer Zeit den Haß des untersetzten und etwas jähzornigen Personalchefs zu.

Einmal hatte ich mich über die Anweisung beschwert, daß jeder Angestellte, der dabei ertappt werde, Deutsch zu sprechen, ob im Gelände oder auf der Straße, sofort entlassen werde. »Wie

soll ich mit den alten Flüchtlingen sprechen, die etwas wollen und kein Wort Englisch können?« hatte ich gefragt. Er werde die Sache höheren Ortes melden, sagte der Personalchef mit etwas drohendem Unterton. [...]

Wenige Tage später stürzte unser Personalchef wutschnaubend in mein kleines Büro und beschuldigte mich, eine Akte gestohlen zu haben. »Unsinn«, erwiderte ich. »Warum sollte ich denn eine Akte stehlen? Wahrscheinlich ist sie bei Miss Stiebel, wo immer alles steckenbleibt.«

»Dann kommen Sie sofort mit«, schnauzte er mich an. Er packte mich am Arm und zerrte mich aus meinem Büro auf den Gang, an dessen anderem Ende Miss Stiebel ihr zehnmal so großes Büro hatte. »Lassen Sie meinen Arm los«, verlangte ich einmal und nach einigen Schritten noch ein zweites Mal. Erfolglos. Er zerrte mich weiter. Dann, plötzlich, standen um uns herum gaffende Komiteeangestellte. Was war los? Dem Personalchef war die Pfeife aus dem Mund gefallen. Mit einer Hand hielt ich seine Krawatte fest, meine andere Hand befand sich in Bewegung. Ach, ich ohrfeigte ihn offenbar, und zwar immer noch. Bevor ich mir noch darüber im klaren war, hatte ich ihm schon wieder eine Ohrfeige gegeben, die dritte, vierte oder vielleicht die fünfte.

Die Umstehenden lachten zwar, trennten uns aber nach einigen Sekunden. Keine fünf Minuten später hatte sich die fehlende Akte tatsächlich in Miss Stiebels Büro gefunden. Miss Stiebel hatte zu entscheiden, was geschehen solle. Ich hatte den Personalchef vor allen Leuten, auch vor seinen eigenen Untergebenen, geohrfeigt und mich dadurch als Angestellter des Hilfskomitees unmöglich gemacht. Er aber hatte mich fälschlich des Diebstahls beschuldigt, und meine Empörung war berechtigt. Die Entscheidung lautete schließlich, daß ich ein Jahr lang mein volles, wenn auch sehr bescheidenes Gehalt, einunddreißig Shilling und Sixpence, per Post ausgezahlt bekommen würde, unter der Bedingung, daß ich mich verpflichtete, keinen Fuß ins Flüchtlingskomitee zu setzen.

Dies wurde, weil ich dieses Jahr zum Schreiben verwendet habe, das erste und einzige literarische Stipendium meines Lebens. (1986; MsL 602f.)

1940

Erich Fried wird Mitglied in zwei bedeutenden, kommunistisch beeinflussten Flüchtlingsverbänden: dem größten deutschen Flüchtlingsverband in Großbritannien, dem antifaschistischen »Austrian Centre« mit der Jugendorganisation »Young Austria« (ab 1943 im Dachverband »Free Austrian Movement«), und dem »Freien Deutschen Kulturbund« (FDKB). Der FDKB wurde im Dezember 1938 in London gegründet. Gründungsmitglieder waren u. a. Johann Fladung, Jürgen Kuczynski, Alfred Meusel, Stefan Zweig, Alfred Kerr, Oskar Kokoschka und Hans Flesch-Brunning, der Fried zum politischen Vorbild wurde. Der Mitarbeit bei den Flüchtlingsorganisationen verdankte Erich Fried zahlreiche Schriftstellerkontakte, nicht nur unter den jungen Literaten (wie z. B. Arthur West). Unter den schon bekannteren wurden u. a. Joseph Kalmer und Theodor Kramer besonders wichtig. In der Emigrantenorganisation »Young Austria«, wo sich Fried spätestens ab September 1942 auch im »illegalen« kommunistischen Jugendverband engagiert, traf er auch Georg Eisler, Sohn des Komponisten und Brecht-Mitarbeiters Hanns Eisler, den Fried entgegen der Parteiauffassung zum Kunststudium ermutigte. In anderen Exilkreisen ergab sich enger Austausch mit dem Literaturwissenschaftler Werner Milch, dem Publizisten und Kunsthistoriker Bruno Adler, den Schriftstellern Fritz Gross und Elias Canetti.

Erste Gedichte in Exilzeitschriften, wie etwa den Verbandszeitschriften des »Austrian Centre«, »Zeitspiegel« und »Young Austria«.

Erich Fried wohnt zusammen mit Stefan Brill, einem 1945 jung verstorbenen Österreich-Flüchtling, in einem kleinen Dachzimmer in der Priory Road (späterer Umzug nach: Westbourne Court [W2], wo er bis 1944 wohnt).

Fried hält sich bis Ende des Krieges vorwiegend mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser, zeitweilig auch als Milchchemiker oder Fabrikarbeiter in einer Glasknopffabrik.

Ballade vom Knopfmacher

Knopfmacher war ich und schmelzte aus Glasstäben Knöpfe
 Bis mir an Augen und Fingern die Stichflamme fraß
 Dann war die Stadt voll knopfbesäter Geschöpfe
 Nur sah jede mich an als wäre ich Aas

So als Bettler durch protzige Straßen zu schleichen
 Und die schönen Frauen sind herzlos und schütteln den Kopf
 Kann mein entzündetes Auge nicht ihre Augen erreichen?
 Aber jedes Auge ist hart und fühllos, ein fertiger Knopf

Strahlende Knöpfe sah ich da neben matten
 Aber nur selten war ein Paar gut und warm
 Und ich hörte zu betteln auf bei den Satten
 Und die Armen ließen mich nicht ganz so arm

Heimlich hab ich gespart und einen Brenner erworben
 Und einen Blasebalg mir gezimmert im Morgengrauen
 Und in den vornehmen Straßen ist bald das Lachen erstorben
 Denn mit der Beißzange trat ich unter die Frauen

Und ich riß die Augen aus ihren Köpfen
 Blut und Kälte quollen mit ihnen heraus
 Und ich wärmte sie an und sie schmolzen mir herrlich zu Knöpfen
 Und die streute ich über die Vorstädte aus

Mädchen und junge Frauen dort heben sie auf. Sie tragen
 Augen am Kleid – ein großes an jeder Brust
 Manchmal befeuchtet sie Nebel und auf- oder niedergeschlagen
 Blicken die Knöpfe fromm oder schuldbeußt

Wenn mir zuweilen noch einfällt spazierenzugehen
 Freue ich mich wie die Stadt sich vermenschlicht hat
 Tausend lebhaftige Augen bemühen sich alles zu sehen
 Ich bin ihr Vater, drum sehn sie sich nie an mir satt

Hoch schlägt mein Herz. Ich habe ein gutes Gewissen
 All diese Augen waren von fühllosen Lidern verklebt
 Hätt ich sie nicht aus ihren Gesichtern gerissen
 Wären sie heute noch Knöpfe, starrend und unbelebt

(1945; EdW 579f.)



Tischtennisraum im Jugendhaus des »Young Austria«:
 In der Mitte (sitzend, mit Brille) Erich Fried

Später erhält Erich Fried eine Anstellung als Bibliothekar des
 »Austrian Centre«.

Das schmale, aber hohe Haus in der Westbourne Terrace, London, W.2 ist weit mehr als hundert Jahre alt. [...]

Da und dort in ganz London hatten sich während des Zweiten Weltkrieges die verschiedensten Flüchtlingsorganisationen eingenistet, hier in der Westbourne Terrace die weitaus größte, das »Austrian Centre«, mit seiner Jugendorganisation »Young Austria«.

Büroräume, auch ein größerer Sitzungssaal für den linken Kern der Flüchtlingsorganisation. Aber der Sitzungssaal diente auch als Kleinkunstabühne und als Festsaal bei größeren Veranstaltungen, und unter ihm befand sich das billige Eßlokal für die Flüchtlinge, das aber die besten Traditionen der Wiener Küche hochhielt, und daneben die kleine Leihbibliothek, ein Raum nur.

Ich war der Bibliothekar. Hinter meinem Tisch und rechts von ihm zwei Bücherwände, vor mir der Schrank mit einigen zu reparierenden Büchern, der auch das geringe Geld für Leihgebühren und Ersatz für verlorene Bücher enthielt. Auf meinem Tisch Karteien und Papiere, Mahnbriefe an säumige Entleiher,

Flugblätter, die auf Veranstaltungen aufmerksam machten, und allerlei Kram. Natürlich auch Bücher, in denen ich las, wenn ich gerade einige freie Minuten hatte.

Die Bücher waren teils von Flüchtlingen gespendet, teils von den Gründern des Austrian Centre selbst beigesteuert oder neu gekauft; die neuen waren meistens Werke linker Autoren, die den Gesichtskreis der Leser nach dieser Seite hin erweitern sollten. Besonders die gespendeten Bücher waren von schwer zu beschreibender Vielfalt. Neben einigen in Leder gebundenen Bänden aus dem 18. Jahrhundert gab es Taschenbücher aus der Weimarer Republik, dann wieder prachtvolle, aber sehr oft unvollständige Klassikerausgaben; Jugendstilbücher, Kunstbücher, historische Romane, philosophische Abhandlungen, Essays, Kinderbücher, Gedichtanthologien, dazwischen alte Reiseführer und Schulbücher. (1986; MsL 59of.)

1941

Mehrere Gedichte Erich Frieds erscheinen in der Londoner Exilanthologie *Die Vertriebenen. Dichtung der Emigration*, London: Published by Free German League of Culture / Austrian Centre / Young Czechoslovakia, 1941.

Erster Kontakt mit dem österreichischen Lyriker Theodor Kramer, einem seiner literarischen Vorbilder.

Oktober Die österreichische Exil-Bühne »Laterndl« führt in London Frieds Einakter *Ring-Rund* auf. Regie bei dem »Szenenabend« führte Martin Müller (eigentl. Rudolf Müller).

1942

Erich Fried wohnt im Westbourne Court, »einem schäbigen Wohnblock, neben dem Bahnhof von Paddington, voller Ruß und Küchenschaben: Ich wohnte dort als Untermieter einer

österreichischen kommunistischen Dichterin, Eva Priester, die zwar sehr intelligent war, mit der ich mich aber immer stritt, weil ich sie viel zu orthodox fand.« (BuG 55)

Mehrere Gedichte Erich Frieds erscheinen in der Exilanthologie *Zwischen gestern und morgen. Neue österreichische Gedichte*, London: Austrian Centre / Young Austria, 1942.

10. September Frieds Großmutter Malvine Stein, die im Laufe des Jahres 1938 völlig erblindete und deshalb in Wien geblieben war, wird in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert.

1943

Beiträge in der Exilanthologie *Mut. Geschichte junger Österreicher*, London: Verlag Jugend voran, 1943.

26. März Tod der Großmutter Malvine im Konzentrationslager Auschwitz.

Großmutter

Beim ersten und zweiten Mal
wenn du niesen mußtest
sagtest du »Helf Gott!« zu dir
beim dritten Mal nur noch »Zerspring!«

Unsinn sagtest du
wenn du deine Hoffnung meintest
und Tanz statt Liebe
und elende Laune statt Trauer

Wie du
deinen Tod genannt hast
im Lager
das weiß ich nicht
(1984; B 115)

12. Oktober Einer der besten Freunde im Londoner Exil, der junge österreichische Dichter Hans Schmeier, begeht Selbstmord.

Vor einigen Tagen waren es zwanzig Jahre, daß mein Freund Hans Schmeier, Emigrant aus Österreich und einer der begabtesten jungen deutschsprachigen Dichter, die es damals hier in London in der Emigration gab, vom Dach eines neunstöckigen Hauses in Kensington gesprungen ist. Ich hatte den Abschiedsbrief erhalten, die Polizei verständigt, suchen geholfen und dann die Leiche identifiziert. Hans Schmeier war ebenso wie ich und wie viele Jugendliche durch das Hitler-Erlebnis zum Antifaschisten geworden. Ich gehörte damals dem kommunistischen Jugendverband an und hatte Hans dazu geworben. Unsere Überzeugungen gaben uns Lebensinhalt, Lebensaufgabe, aber nach einiger Zeit auch neue Zweifel und Konflikte.

Hans war mit dreizehn Jahren emigriert. In der letzten Zeit war er beim Gedichte-Schreiben und Prosa-Schreiben daraufgekommen, daß aus ihm nur ein guter Schriftsteller werden könne, wenn er eine Möglichkeit fand, sich weiterzubilden, viel zu lesen und zu lernen. Die Parteiorganisation aber, in diesem Fall der Kommunistische Jugendverband, fand, das sei Luxus, den man sich nicht leisten könne, man brauche in erster Linie Funktionäre und überhaupt sei gute Gesinnung und richtiges politisches Denken wichtiger als stilistische Vollkommenheit. Also hatte Hans Schwierigkeiten, von denen er mir erzählte, bei denen ich ihm gegen die Organisation zu helfen versuchte. Zuletzt aber, zwei Tage vor seinem Tod, wurde er unter Disziplin gestellt und erklärte, gut, er wolle sich ganz der Funktionärsarbeit widmen und aufs Schreiben zu verzichten versuchen. Das hatte er mir aber *nicht* mehr erzählt, denn er wollte mich nicht belasten. Er hat mir auch nicht von seinen aufsteigenden Zweifeln erzählt, ob eine so totalitäre Organisation denn noch *revolutionär* sein könne. Ich habe das dann mühsam, *nach* seinem Tod, herausgefunden, von Menschen, mit denen er in den letzten Tagen sprach, und aus seinen nachgelassenen Notizen.

Eine Ahnung hatte er allerdings schon zuvor. Hans hatte an einem Gedicht, das in der Wohnung herumlag, eine Zeile entdeckt »Aber die Krieger von Stalingrad spielen Revolution«. Da

hatte er das Wort *Revolution* in *Konterrevolution* verwandelt. Das gab mir zu denken, denn ich hatte nämlich schon seit einiger Zeit ähnliche Zweifel, aber sagte Hans nichts davon, denn ich wollte ihn nicht belasten. So wie er mich nicht belasten wollte; bis er dann vom Dach sprang. (1963; BBC)

Spätherbst Fried tritt aus dem Kommunistischen Jugendverband Österreichs aus, als der Widerspruch zwischen dem Willen der Mitglieder und den Methoden der Parteiführung immer deutlicher wird.

Als aber unter dem Eindruck der ungeheuerlichen Greuelthaten, die der Nationalsozialismus in Rußland verübt hatte, der auch in England berühmte Sowjetschriftsteller Ilja Ehrenburg, der lange ein *Freund* und Bewunderer deutscher Kultur gewesen war, sich dazu hinreißen ließ, in seinen fast täglich erscheinenden Kriegsberichten wiederholt zu erklären, »Der einzige gute Deutsche ist ein toter Deutscher«, fühlten sich einige deutsche Kommunisten im Freien Deutschen Kulturbund in London gezwungen, dies zu bejahen: »So schwer es uns fällt, Genossen, aber auch wir müssen versuchen, uns diese Auffassung zu eigen zu machen. Was Genosse Ehrenburg in der Sowjetpresse schreibt, das ist offensichtlich die Meinung, zu der sich die Sowjetunion durchgerungen hat.« Ich schlug damals vor – es war mitten im Winter –, sie sollten doch einen Kollektivausflug an die Themse machen und sich ins Wasser werfen, denn dies sei die einzige Möglichkeit für einen *deutschen* Antifaschisten, sich eine Behauptung wie »Der einzige gute Deutsche ist ein toter Deutscher« *zu eigen zu machen*, wie der Redner gesagt hatte. Zum Glück hielt kurz darauf der unfehlbare und allwissende Stalin *selbst* eine Rede, in der er sagte: »Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk und ein deutscher Staat bleiben bestehen.« Also durften auch diese besonders gewissenhaften Genossen, zwei, drei Exilschriftsteller darunter, weiterleben und mußten sich nicht ihren eigenen Tod *zu eigen machen*.

(1981; AiE 270f.)

1944

Es erscheint die englischsprachige Widerstands-Broschüre *They fight in the dark*.

Es erscheint der Gedichtband *Deutschland*, für dessen Veröffentlichung durch den österreichischen Exil-P.E.N. sich u. a. der ebenfalls emigrierte Wiener Schriftsteller Robert Neumann eingesetzt hatte. Seinen ersten Gedichtband schickte Erich Fried u. a. an Heinrich und Thomas Mann.



Deutschland,
Erich Frieds erster Gedichtband,
erschiene 1944 in London

15. Januar Erste Ehe, mit Maria Marburg.
Wohnung in Belsize Park Gardens (NW3), bis etwa Sommer 1945.

31. Mai Geburt des Sohnes Hans.

1945

Es erscheint der Gedichtband *Österreich*, den Fried seinem früh verstorbenen Exilfreund Stefan Brill widmet. Die Druckkosten dieser Gedichtsammlung trägt der österreichische Schauspieler Martin Miller.

Wohnung in der Lancaster Grove (NW3).

An Österreich

Nicht Liebe wär's, von deiner Schuld zu schweigen,
die tief dich beugt und dich zu brechen droht.
Und diese deine Schuld wird ganz mein Eigen
wie deine Berge und wie deine Not.
Du sollst einst nicht nur mit dem Finger zeigen:
Den argen Nachbarn straft, der mir gebot!
Zu deiner Schuld mußt du dich selbst bekennen
und im Gericht den eignen Namen nennen.

Ich bin voll Angst, zu dir zurückzukehren
und mitzusühnen, der ich niemals schlug.
Der falschen Büßer will ich mich erwehren,
und du wirst oft noch glatt sein von Betrug!
Wohl hätt ich dies und jenes dich zu lehren,
zu lernen auch... Doch bin ich stark genug?
Und dennoch wird die Bahn mich heimwärts tragen.
Du bist mein Wagnis – und ich muß dich wagen.

(1944; Ö 48)



Etwa 1947

Nachkriegszeit

1946

Nach dem Krieg kehrt Erich Fried nicht nach Österreich zurück. Auch eine Übersiedlung nach Deutschland schließt er zunächst aus. Die Gründe dafür sind vielfältig, u.a. will er nicht mit seinen kommunistischen Exilgefährten, die nun mit ihren politischen Zielen in ihre Heimatländer zurückkehren, in Konflikt geraten. So bleibt Erich Fried in England. Finanziell hält er sich als Hilfsarbeiter in Fritz Lampls Londoner Glasfabrik über Wasser. Engagement in der englischen »Marxist Writers Group« um Jack Lindsay und John London (bis 1947).

Spruch

Ich bin der Sieg
 mein Vater war der Krieg
 der Friede ist mein lieber Sohn
 der gleicht meinem Vater schon

(1945 geschrieben. 1968; BvdF 564)

Intensive Arbeit am Roman *Ein Soldat und ein Mädchen*. Einzelne Texte des Romans entstanden bereits früher.

Mitarbeit bei dem vom englischen »Central Office of Information« herausgegebenen Magazin »Neue Auslese« (bis 1949) und bei der ebenfalls von dort betreuten Illustrierten »Blick in die Welt«.

Kleinere verstreute Publikationen – meist Gedichte – in wenigen deutschen, österreichischen und schweizerischen Zeitschriften und Anthologien in den folgenden Jahren.

Trennung von Maria Marburg (Scheidung 1952).

1947

Erich Fried wohnt in 7 Hill Road (NW8), danach in der Elseworthy Road (NW3).

Es erscheinen die Gedichtzyklen »Die Genügung« (in Otto Basils »Plan«, Wien) und »Wanderung« (in »Schweizer Rundschau«, Basel).

Unter dem Einfluß der englischsprachigen Literatur und im Austausch mit dem Exilschriftsteller Franz Baermann Steiner nähert sich Erich Fried der modernen Dichtung. Auf seine Initiative hin findet sich in London eine Gruppe exilierter jüdischer Schriftsteller zusammen (bis 1949/50). Dazu gehören u.a. Franz Baermann Steiner, Hans W. Cohn, Hans Eichner und H.G. Adler.

September Beginn einer Korrespondenz mit Elisabeth Langgässer in Berlin (bis Juli 1948), die ihrerseits den Kontakt zu dem Hamburger Verleger Eugen Claassen herstellt.



Maria Fried (geb. Marburg)
mit Sohn Hans, um 1952



Nan Fried (geb. Spence),
erste Frau von Frieds Freund Hans
Eichner, zweite Frau Erich Frieds

1948

Erich Fried findet in einer anderen Glasfabrik eine besser bezahlte Stellung und muß nur noch halbtags arbeiten. In den Jahren 1948/49 wohnt er 15 Moatlands House, Cromer Street (WC1). Erich Fried unterzieht sich einer Analyse nach Sigmund Freud.

März Besuch des Hamburger Verlegers Eugen Claassen bei Erich Fried in London. Er erwägt eine Lyrik-Publikation bei Claassen & Goverts.

1949

Redakteur der Zeitschrift »Blick in die Welt« (bis 1950). Erich Fried wird an der Ostberliner Humboldt-Universität eine Lektorenstelle für Literatur angeboten, die er jedoch im Hinblick auf die stalinistische Haltung der DDR-Regierung ablehnt. Neue Wohnung in Heath Hurst Road (NW3).

1950

Regelmäßige freie Mitarbeit beim »German Service« der BBC, was Erich Frieds materielle Situation erheblich verbessert. In diesem Jahr häufiger Wohnungswechsel: Willow Road (NW3), South Hill Park Road (NW3), Belsize Square (NW3), Wellington Road (NW8) und Adelaide Road (NW3). Er unterzieht sich einer zweiten Analyse, diesmal nach C. G. Jung (bis 1952).

1951

Frieds Domizil in den frühen 50er Jahren ist in 34 Dartmouth Park Road (NW5), danach Gayton Crescent (NW3).

März Sendung des Hörspiels *Karfreitag* von John Masefield in der Übersetzung Erich Frieds (BBC/»German Service«).
Lesung bei einer Veranstaltung der »Anglo-Austrian Society« in London, wo Erich Fried zusammen mit Felix Braun und Ingeborg Bachmann auftritt.

1952

Festanstellung als »Programme Assistant« des »German Service« der BBC. Fried schreibt vorwiegend politische Kommentare für das deutschsprachige »Ostzonen«-Programm der BBC (»German Soviet Zone Programme«). In einer wöchentlichen »Persönlichen Betrachtung« spricht er zu Hörern in der DDR über (welt-)politische, philosophische und künstlerische Fragen.

17. Oktober Heirat mit Nan Spence-Eichner.

■ R. S. *Wir stellen vor*

Ein Lyriker ist weltfremd, wohnt in einem elfenbeinernen Turm und ist bestenfalls unglücklich verliebt. Solche abstrakte Behauptungen kann man nur an konkreten Beispielen nachprüfen. Ein konkreter Fall: der Lyriker Erich Fried. [...]

Ich bin auf Angaben des Autors angewiesen; und da wurden an Berufen aufgezählt, unter anderem: Wursterzeugung, Sägewerk, Taschenlampenbatterien, Glasbläser, Redakteur der Zeitschrift »Blick in die Welt«, Milch-Chemiker und Bibliothekar. Soweit also die Sägespäne sich nicht in die Wursterzeugung verirrt haben, beziehungsweise die Glasbläserei in die Milch-Chemie, kann Erich Fried nicht als weltfremd bezeichnet werden. [...]

Und nun zum elfenbeinernen Turm. Erich Fried besitzt wirklich ein ganzes Arsenal solcher Türme und in jedem Turm mindestens eine romantische Liebe. In der Fülle von Herzensfreundinnen, platonischen Freundinnen und ganz einfach Freundinnen vermag sich wahrscheinlich nur noch ein Lyriker

zurechtzufinden. Wenn man ihm in der Kantine der BBC gegenüber sitzt, läßt er es selten dabei bewenden, den Kaffee über den Tisch zu gießen; fast immer wird dabei auch das Herz ausgeschüttet.

Seine zwei großen Themen: die Liebe und die Lyrik. Und auch auf dem letzten Gebiet ist er sehr erfinderisch. Er bezeichnet sich als einen der Verfechter des sogenannten »Ablautreims« in deutscher Sprache. Als Beispiel führt er die Worte »Hand« und »Hund« an. Aber – Hand aufs Herz – Fried ist ein wirklich ernst zu nehmender Dichter und wird von namhaften Kritikern in Deutschland als einer der originellsten und besten Lyriker der Nachkriegszeit bezeichnet.

Für die BBC ist er seit Jahren tätig; hat mittelalterliche Mysterienspiele und modernste englische Lyrik übersetzt. Zwischen politischen Kommentaren und kulturpolitischer Polemik findet er noch immer Zeit und Lust, seine eigenen Gedichte zu schreiben.

Ein Steckenpferd hätte ich fast vergessen zu erwähnen: Erich ist, wie er es nennt, Elektrobastler. Ich glaube, nicht nur äußerlich. Auch seine »innere Leidenschaft« ist dauernd hochspannungsgeladen; manchmal hängen die Drähte etwas lose, manchmal gibt es einen Kurzschluß. Aber bisher, meint Erich stolz, hat er noch jeden Kurzschluß selbst behoben. (1953)

■ ERNST JANDL *erich und ich*

kindheit und knabenzeit verbrachte erich fried, ebenso wie ich, hier in wien. diese stadt, und sonst nichts, hatten wir gemeinsam. wie er sie sah, wie er sie erlebte, ist mir unbekannt.

1938 wurde er siebzehn, ich dreizehn, flucht als thema muß für ihn schon durch jahre vorhanden gewesen sein, ehe sie plötzlich als einzige und letzte möglichkeit für ihn feststand. sein altersvorsprung von vier jahren war seine rettung.

flucht als thema existierte für mich nicht. der nationalsozialismus erschien mir fürs erste als ein triumph der gewalt, den ich zu meiner internen befreiung nutzbar machen wollte, gegen den eisernen griff meiner mutter auf körper und seele und, da-

mit im zusammenhang, gegen den mir damals längst unerträglichen katholischen denkwang.

die erfahrung neuen zwanges stand unmittelbar bevor, gefolgt von einer jugend, in welcher ein jahr in amerikanischer kriegsgefangenschaft das höchstmaß an freiheit bedeutete.

1952 standen erich fried und ich einander erstmals gegenüber, in london, ich siebenundzwanzig, er einunddreißig, und beide einander bis dahin nicht einmal als namen bekannt.

die beschaffenheit und die lage der dichtkunst in österreich galt uns als kläglich. der name, auf den wir uns augenblicklich in zustimmung einigten, war andreas okopenko.

zu begegnungen kam es nicht oft, und nach einem jahr in england nur noch zufällig. noch durch jahre kostete es mühe, zur formlosen anrede und zum freundschaftlichen »du« zu gelangen. (1995)

1953

Eine Dienstreise nach (West-)Berlin ist Erich Frieds erster Besuch auf dem europäischen Festland seit 1938.

1954

Erich Fried wohnt (bis 1960) in der Fleet Road (NW3).

10. März Deutschsprachige Erstsending der Hörspielfassung von Dylan Thomas' »Under Milk Wood« in der Übersetzung von Erich Fried (BBC/»German Service«).

20. September Deutsche Erstsending der Hörspielfassung von Dylan Thomas' »Under Milk Wood« in der Übersetzung von Erich Fried (NWDR). Mit dieser Übersetzung wird Frieds Name zum erstenmal einem größeren Kreis bekannt und verdankt ihr seine öffentliche Anerkennung als Übersetzer.

Es ist schwer, über Dylan Thomas zu schreiben. Wenn ich ihn nie gesehen hätte oder nur ein einziges Mal, womöglich aus einiger Entfernung, wäre es leichter, denn dann könnte ich glauben, ihn zu kennen. Daß man einen Dichter kennt, sagt man ja gerne, sobald man einen Teil seiner Arbeiten gelesen hat.

Beim zweiten oder zehnten Lesen eines Gedichtes findet man mitunter eine neue, tiefere, bestechende Bedeutung, die der Dichter vielleicht nur unbewußt in sein Werk verwoben hat, die aber doch gilt »und« nicht mehr abzuweisen ist. Das geschieht manchmal. Bei Dylan Thomas aber geschieht es ununterbrochen. Ich habe seine Gedichte gelesen, Zeile für Zeile, viele Male, und manche übersetzt (obwohl sie eigentlich ihrer Lautassoziationen wegen unübersetzbar sind); und ich habe sie aus seinem eigenen Mund gehört, in seiner dröhnenden, aber bis ins kleinste modulationsfähigen Stimme; und immer wieder haben sich die Bilder und Worte verschränkt und gepaart, manchmal lustig, spielend (denn Thomas wußte, wie wichtig das Spiel ist) oder aus Freude an der Fülle des Lebens; manchmal bitterernst, unter dem Druck der auf den Menschen einstürmenden Eindrücke und Gedanken, die mit den in ihm schon angesiedelten oder ererbten Gedanken, Trieben, Hoffnungen und Ängsten zusammenkommen oder zusammenstoßen.

Wie bei einem Eisenbahnzusammenstoß die Wagen zerbrechen und sich ineinander verschachteln, so rammen einander in den Gedichten von Dylan Thomas die Worte und Bilder.

(1959; MhK 126)

1955

Mitarbeit an der von Alfred Andersch herausgegebenen Zeitschrift »Texte und Zeichen« (bis zu ihrem Ende 1957).

1956

22. Dezember Schiller-Theater Berlin: Premiere der deutschsprachigen Erstaufführung von *Unter dem Milchwald* von Dylan Thomas in der Übersetzung Erich Frieds.

■ HELMUT HEISSENBÜTTEL *Gruß für Erich Fried*

Ich habe Erich Fried immer korrekt für die gleiche Generation, für den gleichen Jahrgang gehalten. Gehört habe ich zuerst von ihm um die Zeit, als ich nach Stuttgart ging, 1957, aus dem Mund von Alfred Andersch und Hans Magnus Enzensberger, der ihn in London besuchte wie er in Rom Hermann Kesten besuchte. Fried war, nach diesen Erzählungen, der Emigrant meiner Generation und der gute Mensch schlechthin. Aber auch einer, der, wenn ich mich richtig an die Wiedererzählungen erinnere, die Emigrantinnen unserer Müttergeneration beobachtete, wie sie in London saßen und sich beim Tee unermüdlich über den Penisneid, den sie empfanden oder nicht empfanden, unterhielten. Gedichte und Erzählungen von Erich Fried lernte ich um die gleiche Zeit kennen. Ihm selber begegnete ich zuerst in der literarischen Raterunde des WDR unter Roland H. Wiegenstein. Ich kritisierte einen Prosatext von Erich Fried.

Jetzt folgen Bilder, die zwar in einer zeitlichen Reihenfolge stehen, aber sich dennoch überlagern, für mich schwer voneinander zu trennen, gegeneinander durchsichtig. Jener Abend, an dem ich zuviel Calvados trank, weil ich mich über den Streit ärgerte, den ein inzwischen gestorbener Germanist Erich Fried anhängen wollte. Auf der Rückfahrt im Auto von Heinrich Vormweg wurde mir schlecht, wir konnten nicht anhalten, weil wir uns auf einem Bauabschnitt der Autobahn befanden. Ich kotzte vor mich hin, und Erich Fried, der vor mir saß, griff jedesmal in seine umfangreiche Reisetasche, holte ein gelbes Blatt hervor, drehte sich um und wischte mir den Mund ab. Sehr viel später erfuhr ich, daß es Gedichte waren, mit denen er mir den Mund abwischte und daß er jedes durchgelesen hat, bevor er das tat.

(1981)



Programmbesprechung beim »German Service« der BBC am 10. Dezember 1956 (v.l.n.r.): Seton Anderson, Erich Fried, Christopher Rhodes, Austin Harrison, Hubertus von Tobien, Raymond Ebsworth

1958

Im Claassen Verlag erscheinen die *Gedichte*, Frieds erster selbständiger Lyrikband in Deutschland, der Texte aus den Jahren 1946 bis 1957 enthält.

20. Februar Deutsche Erstsendung des Hörspiels *Die Rückkehr* von Dylan Thomas in der Nachdichtung Erich Frieds (NDR).

4. August Geburt des Sohnes David.

2. November Deutsche Erstsendung von *Kesselflickers Hochzeit* von John M. Synge in der Bearbeitung und Übersetzung Erich Frieds (NDR).

1959

Es erscheint *Ein verdienter Staatsmann* von T. S. Eliot in der Übersetzung Erich Frieds.

15./17. April Deutsche Erstsending von *Der Doktor und die Teufel* von Dylan Thomas in der Übersetzung Erich Frieds (zweiteilig; NDR).

1960

Es erscheint Frieds einziger Roman, *Ein Soldat und ein Mädchen*. Erich Fried zieht um in das Haus Chambers Lane 29.

Zu Besuch kommen weiter die Freunde aus der Zeit des Exils und des unmittelbaren Nachexils, zum Beispiel Freimut Schwarz, Georg Rapp (der Frieds Gedichte ins Englische übersetzte) und Michael Hamburger.

Zunehmend sind aber auch junge linke Schriftsteller aus Deutschland zu Gast, neben Hans Magnus Enzensberger, den Fried schon aus den 50er Jahren kannte, etwa Johannes Schenk, dessen Gedicht von der Müllfreude und Bastelkunst Erich Frieds berichtet:



Als BBC-Mitarbeiter, 1959

■ JOHANNES SCHENK *Drehstühle im Müll*

Hinterm Haus grau und dick wie ein Soldat
mit Brillengläsern die wäscht der Fenster-
putzer morgens mittags mitternachts müde
Aus den Haustaschen stolpern Nachrichten
Kinderspielzeug Puppen ohne Kopf Puppen
die Mama sagen süß die guten Puppen
da wächst Stroh aus den Armen Heu
aus dem Fuß Stoffetzen Steine
Zeitungspapier schlechte
Nachrichten
Hinterm Haus
hinter seinem Fuß
seinem eingeschlafenen Fuß
aus Stein wo Mülltonnen sauer
riechen suchen wir Drehstühle Schrauben
Tanzpuppen verlorene Worte die dünne Damen
gedankenlos nicht beim Fundamt abgegeben haben
Natascha Erich Johannes suchen Drehstühle
zwischen schamroten Papierblumen Blechvasen
guten
schlechten Nachrichten
suchen wir Dreh-
stühle wir wollen sie
ölen daß sie sich drehen
sie anmalen und die Stühle
die nie in ihrem Leben geweint haben
hinter den Brillengläsern des grauen und dicken
Soldaten der wie ein Haus aussieht reparieren
zum Weinen bringen

(1969)

30. März Erstsending des Hörspiels *Izanagi und Izanami* im Norddeutschen Rundfunk Hannover.

1961

16. Mai Geburt der Tochter Katherine.

1962

Nan Fried verläßt ihren Ehemann (Scheidung 1965).
Aufführung der Übersetzung von John Whittings *Die Teufel* am Schiller-Theater in Berlin.
Es entstehen die ersten Gedichte für den späteren Band *und Vietnam und*.

12. Januar Erstsending des Hörspiels *Die Expedition* (NDR).

20. Februar Deutschsprachige Erstaufführung von *Der Tanz des Sergeanten Musgrave* von John Arden in der Übersetzung Erich Frieds (Stadttheater Basel).

April Erste (offizielle) Wiederbegegnung mit Wien seit der Flucht, auf Einladung von Wolfgang Kraus (Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Literatur).
Fried wohnt (wie auch bei einigen kurz darauffolgenden Besuchen seiner Heimatstadt) in der Liechtensteinstraße 3 bei dem Journalisten Peter Rindl, den er im englischen Exil kennengelernt hatte.

Oktober Fried reicht ein Gesuch um Wiedereinbürgerung ein; auf Empfehlung der Österreichischen Gesellschaft für Literatur bescheinigt das Bundesministerium für Unterricht ein Staatsinteresse. Der Antrag ›verläuft im Sande‹.

Heimkehr

Der Wald
 Ein baumlanger Mensch
voll Harzgeruch
Harz
das tropft in die Kannen
 in der Wach-Stube
voll
 von verrauchtem
 Schweiß
 und saurem Tabak
die Wipfel hoch
an der Sonne
 beugt sich nieder
zu mir
und grinst

Heimatwald
Wald meiner Kindheit
 Ganz recht so
 Kleiner!
so bin ich wiedergekommen
in diese Berge
 so ist dein Vater hin
 ein Jud weniger
 nicht wahr?
Nach all den Jahren
der Harzgeruch
wie er war
 Ich schweige und gehe
Ich gehe und schweige
nach all den Jahren

(1967; A 426)



Erste Teilnahme an der »Gruppe 47«, 1963 in Saulgau; diskutierend, mit Wolfgang Hildesheimer (links außen), Christopher Holmes und Marcel Reich-Ranicki (rechts außen)

Die sechziger Jahre

1963

Es erscheint der Band *Reich der Steine* mit Gedichtzyklen aus den Jahren 1947–1963.

9. Mai Erste Aufführung einer Shakespeare-Übersetzung: In Bremen inszeniert Peter Zadek den *Sommernachtstraum*.

August Teilnahme an einer Konferenz zum modernen Drama in Edinburgh, wo Fried u. a. Alain Robbe-Grillet kennenlernt.

Oktober Erste Lesung vor der »Gruppe 47« auf der 25. Tagung in Saulgau bei Ulm. Walter Jens, Ernst Schnabel und Martin Walser hatten Erich Fried für eine Einladung vorgeschlagen. Einen Preis vergab die Gruppe auf ihrer Saulgauer Tagung nicht. Erich Frieds *Warngedichte*, u. a. »Die Wiederkehr« und »Rückblick«, wurden respektvoll aufgenommen. Der Berliner »Tagesspiegel« bedauerte, daß die Spontankritik die Spezifik der Friedschen Gedichte kaum erfaßt habe, jener »lyrischen Erzählungen, in denen das Definitivische, die Sentenz, der Wortspielwitz dominieren, aber sogleich wieder in Frage gestellt werden« (1. November 1963). Die »Welt« zählte Frieds Auftritt zu den »wenigen Darstellungen, die die Reise wirklich lohnten« (31. Oktober 1963), Dieter E. Zimmer in der »Zeit« wies nur zwei »Debütanten« die Note »gut« zu, darunter Erich Fried (8. November 1963).

Ich möchte über die Gruppe 47 sprechen – das heißt, ich kann eigentlich im Augenblick auch kaum von etwas anderem sprechen, denn ich bin noch ganz voll von den Eindrücken dieser Tagung, die ich zum ersten Mal miterlebt habe. Die Gruppe 47 besteht im wesentlichen aus deutschen Schriftstellern und Dichtern. Es sind auch einige Kritiker mit dabei, und es kamen

auch Gäste aus England dieses Jahr; aus Polen, aus der Sowjetunion, aus Schweden und Finnland. Aber im wesentlichen sind es deutsche Dichter und Schriftsteller, die sich da einmal im Jahr treffen – vier Tage lang. Es gibt keine Organisation der Gruppe 47, keine Mitgliedskarten und keine Mitgliedsbeiträge, keine Statuten und keine Disziplinarvorschriften. Man wird eingeladen, meistens weil man von Mitgliedern der Gruppe vorgeschlagen wurde. Man setzt sich, wenn die Reihe an einen kommt, vorne hin und liest vor, zehn bis fünfzehn Minuten lang, und das Vorgelesene wird dann von der Gruppe beurteilt und analysiert, vor allem von den berühmt gewordenen Starkritikern, die meist in der ersten Reihe sitzen. Bei dieser Kritik geht es oft recht hart her, und der Autor selbst darf nichts dazu sagen. Man nennt deshalb den Stuhl, auf dem er beim Vorlesen sitzt, den »elektrischen« Stuhl.

Am ersten Sitzungstag hatte ich mehr Lampenfieber als je zuvor in meinem Leben. Erst als meine eigene Lesung vorüber war – ich muß sagen, *glücklich* vorüber war, denn es ging alles viel besser, als ich gehofft hätte – fand ich wirklich Ruhe, alles bewußt zu beobachten. Ich glaube, das Schönste an dieser Gruppe ist, daß hier wirklich literarische Arbeit geleistet wird. [...] Ansonsten keine Verschwörungen, keine Skandale. Die Gruppe spielt vielleicht für deutsche Dichter, Schriftsteller und Kritiker eine ähnliche Rolle, wie das »Actor's Studio« in Amerika für die berühmten und für die jungen Schauspieler, als Gelegenheit zu Arbeit, Kritik, alles um der Sache selbst willen [...]. In seinem Schlußwort sagte Hans Werner Richter von mir, es freue ihn, daß ich mich »wie« zu Hause gefühlt habe. Ich möchte da ein einziges Wort richtigstellen: Ich hatte nicht gesagt »wie« zu Hause, sondern schlicht und einfach »zu Hause«. Ich habe mich zum ersten Mal seit vielen Jahren zu Hause gefühlt, an einem Ort, an den ich hingehöre. (1963; BuG 80)

Ich lebe vor allem deshalb nicht in der Bundesrepublik, weil es dort vieles gibt, was mich immer wieder fernhält und entmutigt. [...]

Wen politische Ereignisse geschädigt haben, der wird politisch hellhörig, vielleicht sogar überempfindlich. Gewiß, ideal

ist auch England nicht, aber das politische Klima der Bundesrepublik ist für mich manchmal wesentlich schwerer zu ertragen.

Vor einigen Jahren hatte ich mich fast entschlossen, nach Norddeutschland zu übersiedeln. Da kam die Meldung, Dr. Adenauer habe in Rom gesagt, wir Deutschen haben vom lieben Gott die besondere Aufgabe erhalten, Wächter der westlichen Welt gegen die Einflüsse aus dem Osten zu sein. Zwar fehlen dann nicht die gewohnten Erklärungen, es sei doch nicht so gemeint gewesen, aber ich mißtraue der Göttlichkeit des Abkommandierens einzelner Völker zur besonderen Verwendung, und ich sehe die Gefahr einer Grenzmark- und Wächterideologie zum Teil in der Ermutigung des unbelehrbarsten Nazis, vor allem aber darin, daß andere, die schon halb und halb zur Reue und zum Umlernen bereit waren, durch solchen verbrecherischen Unsinn wieder zur psychologisch sehr verständlichen Suche nach halben Rechtfertigungen, nach philosophischen Alibis und geschichtlicher Schicksalskontinuität angespornt werden. [...]

Ich muß noch einiges anführen, was mich – menschlich und geographisch – immer wieder abstößt: Die Verbohrtheit, die Oder-Neiße-Grenze nicht längst durch gemeinsamen Beschluß der großen Parteien aus dem Parteienzank herausgeholt und anerkannt zu haben; die Beibehaltung von Männern wie Seebohm und Globke in hohen Ämtern, der störrische Widerstand Bonns gegen alle Versuche Amerikas und Englands, in Europa die Entspannung zwischen Ost und West zu fördern; die Wahl eines Himmleradjutanten in den Bundestag, die Diffamierung eines Wahlgegners durch Hinweise auf seine uneheliche Geburt oder auf seine Betätigung gegen das Hitlerregime im Zweiten Weltkrieg. Über die Kanzlernachfolge, über Strauß und den »Spiegel« will ich nichts sagen, hingegen lohnt es sich, zu erwähnen, daß sogenannte Tarnorganisationen der KPD und ihre Veröffentlichungen wesentlich schärfer verfolgt werden als Tarnorganisationen und -zeitschriften der Nationalsozialisten. Übrigens finde ich trotz der oft verblüffenden Parallelen zwischen den Mord- und Unterdrückungsapparaten der hitlerischen und stalinischen Tyrannis die beliebte Gleichsetzung von Kommunismus und Nationalsozialismus flachköpfig und besonders für Deutsche höchst ungehörig. Daß gerade deutsche Kommunisten

(von der SED im Osten ganz zu schweigen!) meist sturer, verbohrt und freiheitsfeindlicher sind als etwa ihre italienischen, ungarischen oder jugoslawischen Genossen, ist gewiß kein Zufall. Dennoch finde ich das Verbot der KPD ungut. Solche Verbote machen Länder weniger wohnlich. Es würde mir nicht behagen, verdächtigt oder bespitzelt zu werden, wenn ich mir den Verkehr mit einzelnen Kommunisten nicht verbieten lasse (falls diese überhaupt mit mir verkehren wollten!). [...]

Aus all diesen Gründen will ich bis auf weiteres außerhalb der Bundesrepublik wohnen, wenn auch vielleicht mit mehr Gewissensbissen als Naserümpfen. Denn müßte ich das alles nicht tagtäglich auf deutschem Boden sagen und verfechten, wenn ich die nötige Zivilcourage habe? Ich weiß nicht. Vielleicht ist es sogar für bloße Zivilcourage schon wieder etwas zu spät. Ich will nicht vorschnell urteilen, will lieber wenigstens versuchen, demnächst einige Monate in Berlin oder Hamburg zu hausen; aber ich bin skeptisch. Eine wirklich befriedigende Wahl des Wohnorts gibt es vielleicht nicht mehr. Im allgemeinen aber ist mir das Schreiben wichtiger als das Polemisieren, und das geht aus einigem Abstand besser. (1963; AuN 26–29)

1964

Es erscheinen die *Warngedichte* und der Gedichtzyklus *Überlegungen*.

23. Januar Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Das Leben von König Heinrich V.* in Bremen.

15. April Vortrag in der Universität Heidelberg (*Epilogomena zu einigen Shakespeareübersetzungen*) anlässlich der Uraufführung von Shakespeares *König Cymbelin*.

13. August Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Die lustigen Weiber von Windsor* bei den Salzburger Festspielen.

September Teilnahme an der 26. Tagung der »Gruppe 47« in Sigtuna / Schweden.

Dezember Braunschweig: Premiere von *Die Heiden* von Jakob Lind in der Übersetzung Erich Frieds.

■ HANS MAYER *Humor, Zorn*

Bei den Tagungen der Gruppe 47, an welchen ich seit 1959 regelmäßig teilnahm, saßen wir meistens in der ersten Reihe nebeneinander. Damit hatte der Chef Hans Werner Richter, indem er es duldete, zu erkennen gegeben, daß er Fried auch als namhaften Kritiker für sich eingeordnet hatte: im Rang also gleichberechtigt neben Höllerer oder Walter Jens und Joachim Kaiser. Es gibt schöne Photographien, die uns beide, den Fried und den Mayer, dort nebeneinander zeigen. Meistens in heiterer Stimmung. Erich hatte viel Humor, wodurch er sich gerade auch den Bewohnern seines britischen Exillandes empfahl. Womit er sich übrigens auch als Shakespeare-Übersetzer empfehlen konnte. In den Debatten nach einer Lesung vor den 47ern war Erich, ganz wie in allen seinen übrigen Lebensbereichen, ein Mann der Mitte und der Vermittlung. Was entschiedene Stellungnahmen keineswegs ausschloß. Doch erinnere ich mich nicht an irgendeinen fulminanten Verriß. Es lag ihm nicht, durch geistvolle Bosheit für sich Gelächter zu erzeugen und einen Schriftsteller zu demütigen, der gerade vor der Gruppe einen neuen Text vorgetragen hatte. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten: daß er überhaupt nicht geltungssüchtig war.

Dieses Gefühl für Fairneß, das eng und merkwürdig verbunden war mit einem geheimen Unernst gegenüber allem, was mit Literatur zu tun hatte, darf nicht mit lauwarmer Freundlichkeit verwechselt werden. Die konnte er nicht ausstehen. Er glaubte an seine geistigen und politischen Positionen, auch wenn er sie insgeheim im Laufe der Jahre immer ein bißchen für sich selbst revidierte. Wer mit solchen Positionen vor ihm in Widerspruch geriet, bekam es zu spüren. Dann gab es keine Jovialität, sondern Zorn und lautstarken Eifer. (1978)

1965

Es erscheint der Kurzprosa-Band *Kinder und Narren*. In seinen BBC-Sendungen setzt sich Erich Fried für Wolf Biermann und (wie schon im Vorjahr) Robert Havemann ein.

13. April Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Romeo und Julia* in Heidelberg.

10. August Heirat mit Catherine Boswell.



Mit Catherine, 1967

28. Oktober Geburt der Tochter Petra.

November Teilnahme an der 27. Tagung der »Gruppe 47« in Berlin-Wannsee.

13. November Verleihung der Fördergabe des »Schiller-Gedächtnispreises« des Landes Baden-Württemberg im Stuttgarter Neuen Schloß an Erich Fried und Martin Walser; den Hauptpreis erhält Max Frisch.

Dezember Mitunterzeichnung der »Erklärung über den Krieg in Vietnam«.

■ CATHERINE FRIED-BOSWELL *When I first met him*

Ich hatte mir Erich Fried, wie die meisten von Georgs Freunden, als interessant, lebhaft und klug vorgestellt. Georg Eisler

hatte mich im Sommer des Vorjahres nach Wien eingeladen, und als er mich durch die Stadt führte, schien es, als stoße er überall auf Maler oder Schriftsteller oder Musiker, allesamt Freunde von ihm, die mir unbedingt zeigen mussten, wie interessant, lebhaft und klug sie waren. Anders Erich Fried. Nachdem Georg uns einander vorgestellt hatte, diskutierten die beiden fast die ganze Zeit über Politik. Erich war bedrückt, hatte alles mögliche im Kopf und schien mich kaum zu bemerken. Seine niedergeschlagene Stimmung hatte einen Grund. Seine Frau Nan wollte wenige Tage später mit ihren beiden Kindern per Schiff nach Dänemark, um dort seinen Freund Karsten zu heiraten.

Fried – diese Leute sprachen stets mit Nachnamen voneinander, was bei mir die merkwürdige Assoziation zu englischen Public Schools auslöste – war österreichischer Schriftsteller, der sich seinen Lebensunterhalt bei der deutschen Sektion des BBC World Service verdiente. Er und Georg hatten sich während des Kriegs kennengelernt, und Erich hatte seinem jüngeren Freund, der unbedingt Maler werden wollte, darin unterstützt, die Verbote seitens der Spießler in der Partei zu ignorieren. (Zu der Zeit wusste ich schon, dass in Verbindung mit dem bestimmten Artikel immer die Kommunistische Partei gemeint war.)

Wollte er sich dafür erkenntlich zeigen, indem er mich ihm zuführte? [...] Erich faszinierte mich, wenn auch unsere erste Begegnung nicht sehr glücklich gewesen war und ich erst Wochen später wieder von ihm hörte.

[...] Ich fand ihn ziemlich klein, ziemlich dick und ziemlich hässlich. Doch die Freundschaft mit Georg hatte mich gelehrt, dass auch ein ziemlich kleiner, ziemlich dicker und ziemlich hässlicher Mann attraktiv sein konnte, besonders, wenn er klug und charismatisch und noch dazu freundlich und warmherzig war. Sie waren beide Österreicher, und inzwischen wusste ich immerhin so viel über ihre mitteleuropäische Herkunft, um diese aufregend zu finden.

Unfassbar war, dass Erich in einem Haus in scheußlich nachgemachtem Tudor-Stil im biederem Londoner Stadtteil Willesden wohnte. In Wien lebte keiner der Künstler, Schauspieler und Schriftsteller, denen Georg mich vorgestellt hatte, in so et-

was wie der Wiener Entsprechung eines Tudor-Imitats. Außer dem hatte ich als Studentin in Hampstead Elias Canetti kennengelernt, dessen Haus ich zwar nie gesehen hatte, der aber doch wie seine Kollegen in Wien hinten in dem Café saß, in dem ich als Bedienung arbeitete, und seine Zeit damit verbrachte, etwas in sein Notizbuch zu schreiben oder uns anzuquatschen. Doch als ich dann Erichs Tudor-Imitat betrat, entsprach das Haus meiner stereotypen Vorstellung vom Lebensstil eines mitteleuropäischen Schriftstellers schon eher. Er lebte mit seinem Sohn Hans aus erster Ehe – also schon zwei Ehen – und einem freundlichen Schizophrenen, der von Erichs Freundin Anni Soldi, auch sie ein Flüchtling und nun Sozialarbeiterin für psychisch Kranke, bei ihm einquartiert worden war. Das Chaos stand in direktem Gegensatz zu meinem Zimmer in Hampstead, das so weit wie möglich in spartanischem Bauhaus-Schick eingerichtet war. Als ich Erich näher kennenlernte, merkte ich, dass dieses vermeintliche Chaos doch eine gewisse innere Logik enthielt. Anfangs war es für mich jedoch der pure Irrsinn, und meine Angst um Erichs Geistesverfassung wuchs noch, als er mir seinen Roman *Ein Soldat* und ein Mädchen in französischer Übersetzung zu lesen gab, wo es im zweiten Teil um den psychischen Zusammenbruch eines Soldaten geht. Ich war so snobistisch, mich davon beeindruckt zu lassen, dass er immerhin bei Gallimard erschienen war. Doch in meiner Unwissenheit, wie Schriftsteller wirklich tickten, sorgte ich mich um den Geisteszustand des Autors und überlegte insgeheim, wie ich den Rückzug aus dieser Beziehung antreten könne.

Doch während in mir noch Zweifel wuchsen, kam Erich erst richtig in Fahrt. Er hatte nicht vor, sich auf ein Hin und Her einzulassen, ich glaube, mein Zögern war ihm gar nicht aufgefallen. Und so begann die Werbung. [...]

[...] Ich entdeckte eine allmählich wachsende Zuneigung zu Erich und damit den Wunsch, ein Kind von ihm zu bekommen. Als ich ein Jahr nach Beginn unserer Beziehung schwanger wurde, hatte ich das Gefühl, dass Körper und Geist zum ersten Mal richtig zusammengewirkt hatten. Davor hatten sich meine Tagträume immer um ein Kind gedreht, das ich irgendwann einmal selber, als Alleinerziehende, haben würde. Ich stellte

mir vor, wie ich vor ihm hinkauerte, um es für einen Besuch bei seinem Vater sorgfältig anzukleiden. Nun aber hörte ich Erichs begeisterte Stimme von unten: »How wonderful!«, als mir das Ergebnis des Schwangerschaftstests durchtelefoniert wurde.

Überhaupt merkte ich, dass Erich trotz seiner merkwürdigen Intensität, die die Engländerin in mir so abstieß, wirklich der erste Mann war, neben dem ich unbefangen schlafen und bei dem ich, wenn ich aufwachte, ungeniert liegen konnte. Er gab mir nicht das Gefühl, ich müsste meinen Körper sorgfältig arrangieren, die Knie schön zusammenhalten und süß aussehen. Ich hatte ein Kind mit ihm gewollt, wir hatten eins gemacht, und nun hatte ich die Erinnerung an die begeisterte Stimme aus dem Flur, die mir bewies, dass er glücklich darüber war. Die Werbung war in eine andere Phase gelangt. [...]

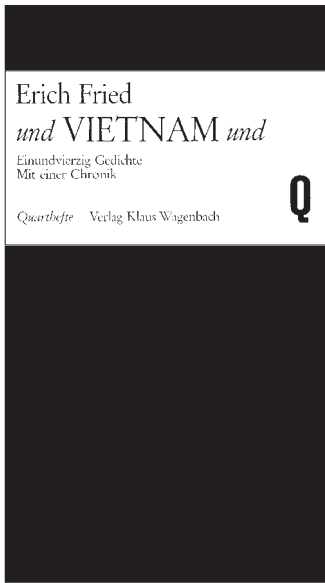
(2008)

1966

Es erscheint der Gedichtband *und Vietnam und*.

■ KLAUS WAGENBACH *Die Rezeption von »und Vietnam und«*

Erst über ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen war sich die Kritik einig, daß »der bereits 45jährige Fried mit *und Vietnam und* nicht nur mit einem Schlag eine eigene Handschrift gewonnen« habe, sondern daß man auch »mit diesem Band die Wende der deutschen Lyrik zur Gegenwart datieren kann« – so Michael Zeller 1982 in seinem »Aufriß einer zeitgenössischen Poetik«. Erstaunt habe ich schon am 26.3.1977 in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« (von Harald Weinrich) lesen können: »In diesen Vietnamgedichten entstand das politische Gedicht in der Bundesrepublik wieder und zugleich mit ihm der Widerstand der Schreibenden gegen die Staatsgewalt jenseits der Ozeane und im eigenen Land.« So ändern sich die Meinungen: Bei Erscheinen wurde dieses Buch, das die Literatur der Bundesrepublik so veränderte, in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«



Der berühmte Band *und Vietnam und* (1966). Vietnam-Gedichte las Erich Fried auch in Princeton

gar nicht besprochen, so daß deren Leser erst elf Jahre später per nachträglicher Wertung davon erfuhren – es war übrigens eine eher vorübergehende Würdigung, denn nur vier Monate später, am 2.8.1977, brachte Friedrich Karl Fromme mit seinem berüchtigten Leitartikel »Sie können dafür« (in dem er – es ging um ein Gedicht von Erich Fried gegen »die Staatsgewalt im eigenen Land...« – unverhohlen nach dem Gesetz statt solcher »Gesetze der literarischen Freiheit« rief) die konservative Welt wieder ins Lot.

und Vietnam und wurde nach der Publikation im September 1966 keineswegs nur von der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« nicht rezensiert, sondern von fast der gesamten überregionalen Presse: weder von der »Zeit« noch von der »Frankfurter Rundschau«, weder von der »Welt« noch der »Süddeutschen Zeitung« (wenn man nicht viereinhalb Zeilen in einer Sammelrezension für eine Kritik halten will). Schweigen von Stuttgart über Frankfurt bis Hamburg. Das äußerste Zugeständnis war

der Nachdruck eines Gedichts – so salvierten sich die »Frankfurter Rundschau« (die Wahl war charakteristisch: »Vordruck«) und der »Kölner Stadtanzeiger«. Bei der regionalen Rezeption sah es etwas besser aus: Münchner Abendzeitung, Hannoverische Allgemeine, Remscheider General-Anzeiger, Tagesspiegel, Badische Zeitung, Berliner Morgenpost, Nürnberger Nachrichten. Freilich: ebensoviel Rezensionen erhielt das Buch allein in der Schweizer Presse; vom weiteren Ausland zu schweigen: *Allemagne d'aujourd'hui*, *Times Literary Supplement*, *Books abroad*...

Das Thema war in Deutschland nicht nur wenig bekannt (deswegen erschien das Buch mit Landkarte und Chronik), sondern auch deutlich unerwünscht, die These, Amerika handle in Vietnam im Namen der freien Welt, weithin akzeptiert. Wie weit auch von Schriftstellern, zeigte die Tagung der »Gruppe 47« in Princeton im April 1966, als heftig darüber gestritten wurde, was man als Gast dem Gastgeber USA zumuten dürfe – es waren am Ende nur vier Schriftsteller, die sich ausdrücklich mit der seit dem »Read-in for peace« 1965 in der Carnegie-Hall sehr großen Anti-Vietnamkriegs-Bewegung amerikanischer Schriftsteller solidarisierten: Erich Fried, Peter Weiss, Hans Magnus Enzensberger, Reinhard Lettau. Zwei Emigranten und zwei Schriftsteller, die lange im Ausland lebten oder gelebt hatten (Enzensberger in Norwegen, Lettau in den USA). Ihnen rief Günter Grass in seiner Princeton Rede, in der »ich mich ganz und gar provinziell an deutsche Verhältnisse klammere«, das böse Wort von den »Hofnarren« nach und bestand darauf, steif vor Bescheidenheit, »gelegentlich demokratischen Kleinkram zu betreiben«.

(1996)

■ PETER RÜHMKORF *Die Mord- und Brandsache*

Schon daß an jedem dritten deutschen Tag und in jedem dritten deutschen Feuilleton gegen einen Gedichttypus polemisiert wird, der ein Typus wahrhaft nur ist im Bewußtsein seiner Verächter, zeigt uns, wie leicht sich unhaltbare Meinungen zu dauerhaften Matrizen verfestigen.

Wer sich hier nur einmal aufs Auszählen einläßt, die Menge der zu Papier geschlagenen und dann auch in die kleinere Öffentlichkeit von Studentenzeitungen und Vortragssälen eingedrungenen Partisanenstrophen abwägt gegen das Flächenbombardement der Vorbehalte, der erfährt sehr prompt: Die Machtverhältnisse sind umgekehrt proportional den angezeigten, und allgemein und an der Tagesordnung ist nie und nimmer das Protopoem, sondern die Hand, die sich dagegen hebt.

Wo die Welt des Günter Grass ihre Grenzen hat und die Einsicht auch unserer anderen Kaiserwilhelmgedächtniskirchturmpolitiker endet, beginnt die Wahrnehmungszone der Gedichte von Erich Fried. Dieser Mann gehört nun tatsächlich zu jener vielbeschriebenen, im Grunde sagenhaften und konkret nur in einigen drei vier fünf sechs Exemplaren nachweisbaren Gattung dichtender Diversanten, denen der scheinbar abgelegene Krieg in Südostasien ein naheliegender, das heißt, ein paradigmatischer Vorwurf auch fürs Schreiben ist. [...]

Wiewohl auch nur an jene Nachrichtenorgane angeschlossen, denen die breitere Öffentlichkeit das getrübt Bewußtsein ihrer selbst verdankt, verfügt er dennoch über Mittel, hauseigene und berufsnotorische, aus falschen Zungenschlägen und roststichigen Sachmeldungen Wahrheit zu recherchieren und die Verdunklung der Welt durch schwarze Magie einen Vers lang aufzuheben.

Aus Da Nang
wurde fünf Tage hindurch
täglich berichtet:
Gelegentlich einzelne Schüsse

Am sechsten Tag wurde berichtet:
in den Kämpfen der letzten fünf Tage
in Da Nang
bisher etwa tausend Opfer

Die Qualitäten solcher Verse und ähnlicher zu ermessen, bedarf es gewiß keiner neuen Ästhetik, sondern allenfalls des Kehrbildes der alten romantischen. Haben wir uns aber einmal frei ge-

macht von einer Urteilsweise, die schön und faszinierend nennt, was »dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Aussehen verleiht«, und sind wir zaglos genug, unser Interesse statt auf die »Würde des Unbekannten« auf den »Verrat nichtswürdiger Geheimnisse« zu lenken, dann bietet einem der Gedichtband von Erich Fried sogar Verwunderungsmomente die Fülle.

Hier, möchte man sagen, kann das von den Meinungstrusts zum Analphabeten zweiten Grades herabgewürdigte Landeskind zum zweiten Male das Lesen lernen. Hier bekommt auch die Frage, was von Gedichten praktisch zu halten sei und was man mit ihnen anfangen könne, einen sehr plausiblen Sinn; weil sich jedes dieser Gedichte auf seine Art als Dechiffriergerät verwenden läßt, geeignet, herrschende Einwickelverfahren nachhaltig zu durchleuchten und mithin ein Stück verstellten Daseins zur Kenntlichkeit zu entwickeln. (1967)

12. Februar Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Julius Caesar* in Wiesbaden.

Teilnahme an der Konferenz »Unser Jahrhundert und sein Roman« in Wien mit u. a. Géza Ottlik, Zbigniew Herbert, Hans Mayer, Elias Canetti, Manès Sperber, Hermann Kesten und Alain Robbe-Grillet.

2. April Erstsending des Hörspiels *Indizienbeweise* (NDR).

16. April Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Viel Getu' um Nichts* in Heidelberg.

22.–24. April Teilnahme an der 28. Tagung der »Gruppe 47« in Princeton/New Jersey (USA). Erich Fried hält den Vortrag *Schriftsteller, Erfolg und Wohlstandsgesellschaft*.

Ich habe gesagt, der unsterbliche Mitbürger, der noch nicht weiß, daß er unsterblich ist, würde sich ähnlich verhalten wie jeder Sterbliche. Ähnliches gilt auch bei Schriftstellern und Publikum vom Hineingezogenwerden in die Entfremdung vom Mit-

machen der Verdrängung: Das grassiert besonders dort, wo man (vielleicht durch fehlendes Wissen oder Bewußtsein!) an der Möglichkeit zweifelt, *selbst* etwas ändern zu können. Deshalb ist der *unbequeme* Schriftsteller, der wirklich versucht, etwas zu ändern, besonders wichtig! Ich bin nicht einmal überzeugt, daß er das *nur* in seiner Eigenschaft als Schriftsteller tun soll. Tut er nämlich nichts, als zu schreiben, so wird es ihm vielleicht ähnlich ergehen wie einem schreibenden Menschen, der ausschließlich Gedichte schreibt und sich daher verpflichtet fühlt, alles, was er zu sagen hat, in einem Gedicht zu sagen, auch wenn das Gedicht vielleicht gar nicht die richtige Form dafür ist. So ähnlich kann vielleicht ein Schriftsteller, der sich auch außerhalb seines Schreibens politisch engagiert, sein Schreiben selbst freier von politischen Intentionen erhalten, die er künstlerisch noch nicht integriert hat. So könnte politisches Engagement vielleicht manchmal sogar auch der *unengagierten* Dichtung helfen. Aber hier kommen wir *scheinbar* schon weit vom Thema ab. Nicht in Wirklichkeit freilich, denn das Thema ist erzpölitisch und kann ohne politische Erörterungen gar nicht wirklich behandelt werden. Aber, zu meinem Glück oder zu meinem Unglück, meine Zeit ist um. (1966; AuN 54)

November Teilnahme am »1. Internationalen Autorentreffen« des »Frankfurter Forums für Literatur« in Frankfurt am Main.

1967

Februar Streitgespräch über »Literarischen Realismus« mit Erich Fried, Dieter Wellershoff und Gerhard Zwerenz in Düsseldorf (Moderation: François Bondy).

5. März Uraufführung des von Alexander Goehr vertonten Fried-Librettos *Arden muß sterben* in der Hamburgischen Staatsoper. Die politisch provokative Bearbeitung des anonymen englischen Schauspiels »Arden of Faversham« (16. Jhd.) sorgt für Aufruhr. Einerseits großer Applaus nach der Vorstellung (über

30 Vorhänge), andererseits reagieren zahlreiche Zuschauer mit wütenden Protestrufen.

14. März Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Hamlet* in Heidelberg.

April Reise nach Polen; unter anderem Besuch des ehemaligen Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau. Ins Besucherbuch der Gedenkstätte schreibt Erich Fried am 17. April 1967: »Ich habe gesehen, was ich gewußt habe – und noch mehr. Ich werde es nicht vergessen und ich werde helfen, daß es nicht vergessen wird.«

Nach Auschwitz kam ich als Besucher, im April 1967, zwei Tage nach einer großen Gedenkfeier. Die Schilder an allen Straßen, die den Weg nach dem alten Vernichtungslager angaben, waren noch neu und glänzten. Auch die Steine am Denkmal für die Ermordeten waren sichtlich frisch behauen, aber die Kränze begannen zu verwelken, und auf den Trauerschleifen hatten schon der Regen und der aschehaltige Staub ihre Zeichen hinterlassen.

Ich hatte Angst gehabt. Auf der Fahrt durch die polnische Landschaft mit ihren bunten, verzierten Holzhäusern, die an Chagall erinnerten, hatte ich heimlich auf eine Panne gehofft, auf einen geringfügigen Unfall, nur gerade arg genug, uns nicht an unser Reiseziel kommen zu lassen. Aber kein Unfall hielt uns auf. [...] Schließlich waren wir an der letzten Ortschaft vorbei und hielten vor dem Eingang des Lagers.

Kioske, Ansichtskarten, Erfrischungen, Touristen. [...] Über dem alten Lagereingang in schmiedeeisernen Buchstaben »Arbeit macht frei«. Schmiedeeiserne Verzierungen trugen auch die Lampen an den Eingängen zu den Häusern des ursprünglichen Stammlagers. Sinn für Kunstgewerbe. Deutsches Kunstgewerbe. Alles genau wie bei Peter Weiss in seinem Bericht *Meine Ortschaft*. Diese Beschreibung seines Auschwitzbesuches hatte ich in der Nacht noch einmal gelesen, um mich auf das, was ich sehen mußte, vorzubereiten.

Die Vorbereitung machte es etwas leichter. [...] Ein Gefühl, vielleicht von ferne an die Genugtuung erinnernd, mit der die

mit einem Baedeker ausgestatteten Touristen nach einem Blick in ihr Buch Wahrzeichen einer Landschaft oder Stadt identifizieren.

Nein, Genugtuung nicht, aber doch Verringerung des Grauens, wenigstens jene kurzfristige Verringerung durch das Erinnern von Gelesenem, durch Wiedererkennen dessen, was man ohnehin schon im Kopf hat. So wurde auch hier das völlig Un-erträglich-e einige entscheidende Sekunden lang fast erträglich. Zum Beispiel der Berg von Haaren, den Leichen der Gaskammer abgeschnitten, ehe sie in die von der Firma Topf & Söhne gebauten Feuerungsanlagen verschwanden, war da, einfach da, an Ort und Stelle, wie das Gesetz es befahl, wie ich es gelesen hatte. Bezeugbar, aber zu meiner Erleichterung schon zuvor bezeugt von Peter Weiss. Auch von Fotos, die ich gesehen hatte. Er war zwar höher, dieser Berg von Haaren, und er war nicht einfach ein großer Haufen, wie ich ihn erwartet hatte, sondern er war langgestreckt. Die Haare sahen auch anders aus, viel verschiedenartiger, als ich es für möglich gehalten hätte, und unerwartet glanzlos. Jetzt unter Glas, aber das waren sie nicht immer gewesen. Wie schönes Mädchenhaar glänzte es eigentlich nur auf den daneben ausgestellten Möbelstoffen, zu denen man Haare der Toten verarbeitet hatte. Von den Stoffen und mit Menschenhaar ausgestopften Kissen hatte ich auch schon gelesen. Nun konnte ich bestätigen, daß es stimmt. Zur Stelle. Irgend etwas war da doch noch in Ordnung, eingeordnetes Grauen, fast erträglich. [...]

Noch überraschender war der Berg von Kinderspielzeug. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals etwas davon gelesen zu haben, auch nicht bei Peter Weiss. Oder hatte ich es schnell wieder vergessen wollen? Außerdem hatte ich selbst Kinder, und das machte es nicht leichter. Aber ein alter Brief eines Wärters oder Lagerangestellten, der da irgendwo in einem der aufgestockten Steinhäuser des alten Stammlagers unter Glas an der Wand hing, zeigte, daß seine Reaktion auf das Spielzeug ganz anders gewesen war. Mit Frau und kleinem Kind nach Auschwitz versetzt und zum unverzüglichen Antritt dieser Dienstreise genötigt, noch ehe er die notwendigsten Einkäufe habe machen können, ersuche er nun die Lagerleitung, ihm doch für sein Kind aus den hier anfallenden Beständen einen Kinderwagen,

Windeln, Kinderkleidung und Kinderspielzeug zu überlassen, unter Umständen nur leihweise. Heil Hitler.

Etwas hilflos sah ich den Haufen von teils zerstörtem, teils gut erhaltenem Spielzeug an. Plötzlich sah ich Moritz. Moritz war etwa fünfundzwanzig Zentimeter hoch, rothaarig, mit grüner Jacke und grünen Hosen. Er saß auf Rädern, so daß er sich, wenn man ihn an der Schnur zog, abwechselnd vorbeugte und zurücklehnte. Dabei schlenkerte er auch mit Armen und Beinen. Ich zog nicht an der Schnur; ich war auch durch eine gläserne Sperre von ihm getrennt, aber ich wußte es genau. Es war ein Wiedersehen. Moritz war meine eigene Puppe gewesen, zerbrochen, als ich vier Jahre alt war, jetzt aber völlig unbeschädigt. Daß Moritz Serienerzeugnis war, hatte ich als Kind natürlich nie überlegt. Ich erinnere mich auch nicht, in einem Spielzeugladen oder im Park, wo ich spielte, je einen zweiten Moritz gesehen zu haben. Erst in Auschwitz, mehr als vierzig Jahre nach dem Zerbrecen meiner Puppe, sah ich ihren Doppelgänger.

(1975; FaM 418–422)

30. Juni Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Zwei Herren aus Verona* in einer Fernsehfassung des Südwestfunks.

Es erscheint der Gedichtband *Anfechtungen* mit dem bald heftig umstrittenen Gedicht »Höre, Israel« gegen die Politik Israels im Sechstagekrieg.

Höre, Israel

Als wir verfolgt wurden
war ich einer von euch
Wie kann ich das bleiben
wenn ihr Verfolger werdet?

Eure Sehnsucht war
wie die anderen Völker zu werden
die euch mordeten
Nun seid ihr geworden wie sie

Ihr habt überlebt
die zu euch grausam waren

Lebt ihre Grausamkeit
in euch jetzt weiter?

Den Geschlagenen habt ihr befohlen:
»Zieht eure Schuhe aus«
Wie den Sündenbock habt ihr sie
in die Wüste getrieben

in die große Moschee des Todes
deren Sandalen Sand sind
doch sie nahmen die Sünde nicht an
die ihr ihnen auflegen wolltet

Der Eindruck der nackten Füße
im Wüstensand
überdauert die Spur
eurer Bomben und Panzer

(1967; A 430)

30. September Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Richard III.* in Krefeld.

Oktober Teilnahme an der 29. (und letzten) Tagung der »Gruppe 47« im Landgasthof »Pulvermühle« (Oberfranken). Anlässlich einer Demonstration des Erlanger SDS kommt es zu einer heftigen Debatte in der Gruppe, in der Erich Fried zusammen mit Klaus Wagenbach, Martin Walser u. a. die gegen Günter Grass gerichtete Position Reinhard Lettaus unterstützt. Fried regt die Erklärung gegen das Monopol des Springer-Verlags mit an und ist einer der ersten Unterzeichner.

1968

Es erscheinen die Gedichtbände *Befreiung von der Flucht* und *Zeitfragen*. Der Gedichtband *Befreiung von der Flucht* trägt den Untertitel »Gedichte und Gegengedichte«, den Erich Fried in seiner Einleitung erläutert:

Der Gedanke, Gegengedichte zu meinen eigenen Versen zu schreiben, kam mir, als mein vergriffener (1958 bei Claassen in Hamburg erschienener) Band *Gedichte* neu aufgelegt werden sollte. Dieser Band enthielt eine Auswahl aus den Gedichten, die ich 1946–1957 geschrieben hatte.

Beim Wiederlesen wurde mir klar, wie sehr ich mich seither geändert habe, aber auch, daß ich nicht nur deshalb und nicht nur aus ästhetischen Gründen anders schreibe, sondern mehr noch weil die Zeit, die sich auch in Gedichten spiegelt, nicht mehr dieselbe ist. [...]

Es liegt mir aber nicht, alte Gedichte zensierend zurechtzuschreiben oder zu unterdrücken. [...] Aber dort, wo ich jetzt beim Wiederlesen fand, daß ich eine Aussage durch ein anderes Gedicht ergänzen, erweitern, vertiefen oder einem einseitigen Gedicht durch ein Gegengedicht widersprechen könnte, habe ich – wo mir etwas dazu einfiel – diese Gegengedichte geschrieben. Sie sind mitbestimmt von Form und Inhalt der Gedichte, an die sie anknüpfen, manchmal gar nicht unabhängige Gedichte, nur Postskripte, aber doch Zeichen einer Befreiung von jener Flucht und Hoffnungslosigkeit, die in vielen der alten Verse den Ton angab, so daß sogar Auflehnung und Protest oft fast bis zur Unkenntlichkeit verschlüsselt waren. Daher der neue Name des so erweiterten Bandes: *Befreiung von der Flucht – Gedichte und Gegengedichte*. Daß so Entwicklungen erkennbar werden, scheint mir wichtiger als die Wahrung einer überholten Einheitlichkeit. (1968; BvdF 521)

Januar Nachdem Erich Fried schon seit Jahren das Beharren der BBC auf Positionen des Kalten Krieges kritisiert hat, entschließt er sich, die BBC-Tätigkeit aufzugeben:

Von allen, die mir in den letzten 17 Jahren hier im Funk zugehört haben, möchte ich mich heute verabschieden. Das ist nicht ganz leicht.

Es ist mein eigener Entschluß, hier wegzugehen. Man hat mir keine Schwierigkeiten gemacht, man hat auch nicht versucht, mich einer kleinlichen Zensur zu unterwerfen. Aber in den Jahren, seit ich hier Mitarbeiter wurde, hat sich in der Welt

einiges geändert; dem muß ich nun, glaube ich, Rechnung tragen.

Als ich hier im Funk mitzuarbeiten begann, herrschte in der Sowjetunion Stalin; und in Prag wurden Menschen, die ich in der antifaschistischen Emigration der Kriegsjahre in England gut gekannt hatte, unter falschen Anschuldigungen hingerichtet.

Heute sind überlebende Opfer jener Prager Prozesse längst wieder frei und rehabilitiert; die Hingerichteten aber sind wenigstens im Tod rehabilitiert, und man versucht, etwas von dem, was an ihnen begangen wurde, an ihrem Andenken und an ihren Witwen und Waisen gutzumachen.

Das ist nicht nur in der ČSSR so: Die Länder unter Führung von Kommunisten, die an jenen Exzessen der Stalinzeit teilhatten, die mich damals so verbitterten, haben sich davon weit mehr entfernt und erholt, als ich es zu jener Zeit für möglich gehalten hätte. Meine Zuversicht in die immanenten Heilkräfte des Systems war zu gering gewesen. Natürlich, auch heute gibt es noch viele Schwächen und Unvollkommenheiten, das heißt praktisch im Einzelfall auch Mißstände und Ungerechtigkeiten; und natürlich ist man ungeduldig nach Besserung. Aber – so wichtig und konstruktiv solche Ungeduld sein kann – ich glaube doch, die Geschichte lehrt uns, daß abstrakter Perfektionismus eine unbillige und unfruchtbare Art ist, solche Vorgänge zu beurteilen. [...]

In den letzten 17 Jahren hat sich aber auch im Westen vieles anders entwickelt, als ich gedacht und gehofft hatte. Die Rolle der Vereinigten Staaten in Vietnam und Guatemala, in Santo Domingo, Bolivien und vielen anderen Ländern; das Leben der Neger in Nordamerika, in Südafrika und Rhodesien; die Lage in der Bundesrepublik vom Verbot der KPD bis zur Großen Koalition und zum Versuch einer Änderung des Grundgesetzes; oder auch außen- und innenpolitische Entscheidungen der englischen Labour Party und Labour-Regierung. Ich will das alles jetzt hier gar nicht erörtern, denn ich habe das in den letzten Jahren immer wieder kritisiert, auch hier im Funk, und man hat hier auch nicht versucht, mir das unmöglich zu machen. [...]

Dennoch, wenn ich heute an einiges zurückdenke, was ich in diesen Jahren gesagt – und ehrlich gemeint – habe, bin ich

jetzt weder *damit* zufrieden noch mit der Rolle, die ich durch meine Äußerungen objektiv spielte. [...]

Natürlich habe ich auch andere, private Gründe, die Toleranz der BBC nicht länger auf die Probe zu stellen, zum Beispiel meine Arbeit als Schriftsteller, die immer mehr Zeit und Kraft braucht. Entscheidender aber ist dies: Wie die Dinge heute liegen, wäre ich kaum auf den Gedanken gekommen, zu versuchen, zu Ihnen in der DDR gerade hier, im Londoner Rundfunk, zu sprechen. Nein, das hatte sich eben vor vielen Jahren und seit vielen Jahren so herausgebildet und war – auch mir – schon zur Gewohnheit geworden. Aber seine Gewohnheiten soll man vielleicht von Zeit zu Zeit revidieren. (1968; AuN 61–63)

Februar Teilnahme am »Vietnam-Kongreß« in der Technischen Universität Berlin am 17. Februar und an der abschließenden Großdemonstration (18. Februar). Fried hält am Abend des 17. Februar die Rede *Unsere Opposition in den großen Städten*.

Ich weiß noch, wie während der großen Vietnamdemonstration des SDS am 18. Februar 1968 in Berlin ein Trupp gegenüber der Oper, auf einem Baugerüst und auf einem sehr hohen Baukran, Mitglieder der Jungen Union, den wenigen Studenten dort oben ihre Liebknecht- und Rosa-Luxemburg-Plakate und Fahnen wegriß und vor den Augen der empörten Demonstranten mit Füßen trat, zerriß und verbrannte. Die Demonstranten unten begannen ihnen zu drohen, aber Rudi sah hinauf, zum Baugerüst und zum Kran, und sagte zu mir: »Hoffentlich fällt wenigstens keiner von ihnen runter!« Dies gerade, als viele der Demonstranten unten ihnen gewünscht haben müssen, daß sie sich das Genick brechen. Im nächsten Augenblick nahm Rudi das Mikrofon und rief: »Genossen, laßt sie! Sie verstehen es nicht besser!« Und er rief weiter, die da jetzt unsere Plakate und Fahnen unterholten, das seien dieselben Arbeiter, die sie eines Tages oben auf dem Springerhaus anbringen werden. Durch diese Worte war die gefährliche Haßatmosphäre wie weggeblasen. Aber diese Worte wären ihm nie eingefallen, wenn er nicht wirklich Angst um das Leben und die Gesundheit seiner politischen Gegner gehabt hätte. (1980; AuN 189)

24. Februar Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Perikles* in Bochum.

11. April Attentat auf Rudi Dutschke.

Mai Kundgebung gegen die Notstandsgesetze im Bonner Hofgarten. Teilnehmer sind u. a. Heinrich Böll (»Radikale für die Demokratie«), Rolf Hochhuth und Erich Fried.

6. Juni Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Zwölfte Nacht* oder *Was ihr wollt* in Heidelberg.

Oktober Mitunterzeichnung der von der Gewerkschaft HBV im DGB veröffentlichten »Erklärung deutschsprachiger Schriftsteller zur Buchmesse 1968« (»Die Verhältnisse im Buchhandel können den Schriftstellern nicht gleichgültig sein«).

Dezember Gretchen Dutschke-Klotz wohnt vorübergehend in Frieds Londoner Wohnung. Mit Frieds Unterstützung gelingt es, Rudi Dutschke eine Einreise Genehmigung nach Großbritannien zu verschaffen.

Der eingreifende Lyriker

1969

Es erscheint der Gedichtband *Die Beine der größeren Lügen*. Erich Fried zieht mit seiner Familie in das Haus 22, Dartmouth Road (NW2), in dem er bis zu seinem Tod wohnt. Die Mutter zieht ebenfalls ins Haus: Nach dem Tod des emigrierten Wiener Architekten Fritz Landauer, bei dem sie längere Zeit als Haushälterin angestellt war, will sie bei ihrem Sohn leben.

Mein Arbeitszimmer liegt gleich neben meiner Haustüre, und der Briefträger kann mir im Sommer den ganzen dicken Stoß von Aufrufen, Zeitschriften, Briefen durchs offene Fenster hereinreichen und muß sich nicht mit dem Briefschlitz plagen. Durch den kleinen Vorgarten sehe ich die beiden sechs oder sieben Meter langen Wege, die von der Straße zur Haustüre führen. Wenn die Müllmänner viel zu tun hatten und die geleerten Mülltonnen nicht weit genug in den Gang zwischen uns und dem Nebenhaus getragen haben, sehe ich auch die Mülltonnen und im Sommer die Fliegen und Wespen, die sie besuchen.

Wir gehören zur Partei der Vorhanggegner. Mein Arbeitszimmer blickt durch mehr oder minder blanke Fensterscheiben, je nach der Zeit, die seit dem letzten Besuch unseres alten Fensterputzers verstrichen ist, unverhüllt auf die Straße hinaus, und jeder kann hereinschauen. Das heißt, das stimmt nicht ganz: Vor Blicken aus einiger Entfernung schützt der schütterere Fliederstrauch, den ich, ganz abgesehen davon, daß ich nicht gerne an Bäumen und Sträuchern herumschneiden mag, auch deshalb nicht stutzen lasse. Nur die oberen Äste und Zweige müssen manchmal doch abgesägt oder geschnitten werden, weil sie sonst zuviel Licht wegnehmen. [...]

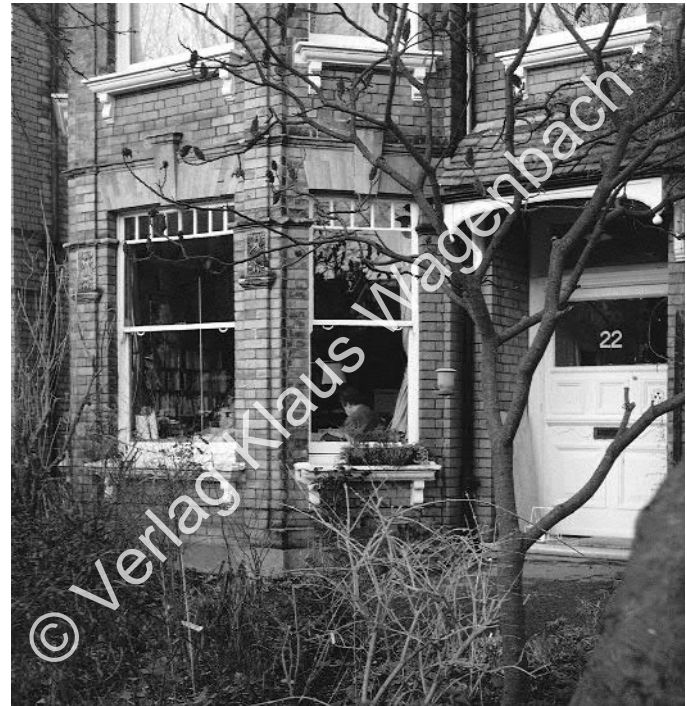
In einem so aller Welt ausgesetzten Arbeitszimmer, weithin

sichtbar an der Schreibmaschine oder lesend oder korrigierend, ist man natürlich jedem Besucher sozusagen hilflos ausgesetzt und kann sich nicht verleugnen lassen, wozu ich auch gar keine Lust habe, weil ich das Nichtbeantworten der Türklingel und Sich-Totstellen noch von meiner Kindheit in Wien her (Wirtschaftskrise, ängstliches Hinausschieben der Bezahlung der Gas- oder Elektrizitätsrechnung) hasse. Es kommen Männer, die Pferdedünger verkaufen wollen, Frauen mit Postwurfsendungen, alte Iren mit Gartenschere, die die Hecke schneiden wollen (ich lasse sie grundsätzlich verwildern), Kinder, die sich durch Autowaschen Taschengeld verdienen (oft dankend angenommen), ernsthafte Bibelforscher, meistens zu zweit, die meine Seele retten wollen, und mit denen ich einmal so lange diskutiert habe, bis sie von ihren Vorgesetzten abgeholt wurden, die offenbar die Aufsicht über diese Straßenaktion führten.

Manchmal kommt auch ein Nachbar, der sich ausgesperrt hat und unsere Leiter braucht, um in sein eigenes Haus einzusteigen, oder eine Nachbarin, deren Wagen nicht anfahren will, und die Freiwillige sammelt, um ihn anzuschieben.

Fast das ganze Jahr hindurch fahren Eiscremeverkäufer durch unsere Straße, auch wenn es draußen noch oder schon lange eiskalt ist, und dann platzen, wenn sie nicht in der Schule sind, einige meiner Kinder ins Zimmer und fordern Geld für Eis. Englische Eiscremeautos haben irgendein Tonbandgerät mit furchtbarem Verstärker eingebaut, das, solange sie sich in Fahrt befinden, ein lautes Lied spielt, das dann abbricht, sowie das Fahrzeug Halt macht, um seine Opfer zu befriedigen. [...]

Die Straße, eine typische Vorstadtstraße in Nordwest-London, die Dartmouth Road, besteht aus lauter soliden Bürgerhäusern, um die Jahrhundertwende gebaut, jedes für eine Familie mit Dienstboten bestimmt. Im Krieg ist sie verschont geblieben, aber nur wenige Häuser werden noch von einer einzigen Familie bewohnt, nach Aussage des Briefträgers nur zwei außer unserem Haus. Die meisten sind in Wohnungen aufgeteilt oder werden zimmerweise vermietet, ja, in einigen kann man sogar sehen, daß sich unmittelbar an die großen Fenster der Vorderzimmer eine große Scheidewand anschließt, die das alte Vorderzimmer in zwei schmale, schlauchartige Räume teilt.



Der Schriftsteller-»Erker«, 22 Dartmouth Road

Das Obstklauen ist ein Kavaliersdelikt, das niemals schwerer bestraft wird als bei warmem Wetter mit einem Wasserstrahl aus dem Gartenschlauch. Außerdem wird es wechselseitig betrieben und gleicht sich aus. Aber vor kurzem hat im Vorgarten jemand die kleine Marmorplatte gestohlen, die sich dort seit unvordenklichen Zeiten herumgewälzt hatte, die ich aber auf Wunsch der Zwillinge vor einigen Monaten durch eine Inschrift mit angeblich wasserbeständiger Tinte in einen Grabstein für die verstorbene Wüstenspringmaus Fritz (1976–1979) verwandelt hatte. Obwohl ich einen Ersatzgrabstein gefunden habe, waren wir darüber alle empört, auch der Postbote und der Milchmann. (1978; WZ 10f.)

■ ANNE DUDEN *Erichs Zimmer*

Dieses Zimmer, Erichs Zimmer, betrete ich jetzt, an einem milden Winternachmittag, noch einmal. Erichs Zimmer ohne Erich. Alles ist da, alles scheint genau wie sonst: dieses vierteilige Gemisch aus Hell und Dunkel, Fenster und finstere Ecke, aus Regalen, Schränken und Schreibtischen, aus angehäuften Büchern, Papieren, Fund- und Bastelstücken und Bildern. Dieses Gemisch, das einen sofort umfängt, das in einer konfusen Vielfalt mich aufnimmt, annimmt als Hinzugekommene; das mich augenblicklich miteinbezieht, so daß ich aufgehoben bin in dem Miteinander unter einer Zimmerdecke, aufgehoben wie das Geschriebene, Festgehaltene, still und in sich gekehrt als Buch oder Manuskript Dastehende oder -liegende, aufgehoben wie die Gegenstände und Überbleibsel, Bilder und Abbildungen aus Vergangenheit und Gegenwart. Aufgehoben, nicht vereinnahmt, zugestellt, aber nicht hervorgehoben. Denn in Erichs vier Wänden behielten die Dinge ihre Eigenständigkeit, ihr Fremdes und Irritierendes; hier konnten sie einfach so sein, inkommensurabel, brauchten nicht mehr funktional oder dekorativ zusammenzupassen.

Und da sitze ich nun, in dem niedrigen, ausladenden Sessel unterm Fenster – denn viel umherwandern kann man ja nicht in Erichs Zimmer, man kann sich nur entweder gleich hinsetzen oder mit dem Steiß an einen der Schreibtische lehnen. In dem Sessel, dessen Alter mit immer neuen Lagen von Tüchern oder ausgebleichenen Vorhängen verdeckt wurde, und versuche, das rundum Anwesende noch einmal mit den Blicken abzutasten, ruhig und verwirrt zugleich. Alles ist noch da, alles scheint noch so wie sonst. Vielleicht müßte mal wieder ein bißchen Ordnung gemacht werden. Neue Mappen müßten angelegt werden für die vielen Papiere, die kreuz und quer herumliegen. Neue, mit Aufschriften von Erichs Hand versehene Mappen aus altem Packpapier oder aus schon vielmals vorher benutzter Pappe, die dann ruhigen Gewissens weggelegt werden können, da in ihnen ja alles aufgehoben bleibt, auch das unerledigt Gebliebene. Das erhält dann eben die Rubrik UNERLEDIGT, in großen Buchstaben mit Filzstift auf den Deckel oder Rücken geschrieben. Viel Platz ist allerdings nicht mehr. Überall im Zim-

mer verteilt gibt es sie schon, hat es sie immer schon gegeben und sind es immer noch mehr geworden. Diese Zeugen der in regelmäßigen Abständen auftretenden Aufräumschübe Erichs. In jedem Zwischenraum, jeder Lücke zwischen, über, unter, vor und hinter anderem diese Mappen, Ordner, Pappdeckel und Papiertüten; gestapelt oder angelehnt. Von Erich zurechtgeschnitten, gekniff und gefaltet, von Erich beschriftet mit diesen verblüffend einfachen und daher oft auch ganz sibyllinisch klingenden Klassifizierungen wie DRINGEND – UNDRINGEND – ANSCHAUEN – NEUESTE GEDICHTE – NEUE GEDICHTE – SICHTEN – MIXED – OLD – AKTUELL 76. Die letzte Aufschrift ist durchgestrichen, und Erich hat daneben geschrieben: PAPIER. Es gibt auch eine Mappe mit der Aufschrift BÖSE BELEGE und eine mit den drei großen Buchstaben ODD = odd. (1989)

17. April Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Richard II.* in Braunschweig.

Mai Erich Fried eröffnet in Hamburg das Literaturfestival »Dichter auf dem Markt«, veranstaltet vom Norddeutschen Schriftstellerverband.

21. September Geburt der Zwillingbrüder Klaus und Tom.

1970

Es erscheint der Gedichtband *Unter Nebenfeinden*. Teilnahme am Wiener Alternativfestival »Arena 70«.

19. Januar Premiere der Bearbeitung der *Bacchantinnen* von Euripides bei der Eröffnung des Neuen Schauspielhauses Düsseldorf.

1971

Teilnahme am Festival »Poetry International« in Rotterdam.

Januar Protest gegen die Ausweisung Rudi Dutschkes aus Großbritannien. Ironische Widmung der *Othello*-Übersetzung für Innenminister Maudling, vom 8. Januar 1971:

Diese *Othello*-Übersetzung ist dem Recht Ehrenwerten Reginald Maudling, Geheimer Rat, Parlamentsmitglied, gewidmet, sowie dem britischen Innenministerium, dem er derzeit vorsteht. Seine und seiner Helfer Rührigkeit gegen Rudi Dutschke, ihre Andeutungen und Anwürfe und ihre höchst eindrucksvoll zur Schau gestellte Geheimtueri haben meine Übersetzungsarbeit oft unterbrochen. Dafür haben sie mich aber reichlich dadurch entschädigt, daß sie mich lebhaft empfinden machten, wie aktuell dieses Drama immer noch ist, etwa wenn hinter Desdemonas Rücken Indizienbeweise gegen sie zusammengetragen werden. Das half mir mehrmals die rechten Worte finden. Diese Widmung soll eine kleine aber bleibende Erkenntlichkeit für alles sein, was ich und viele andere dieser Erfahrung verdanken. (HO 87)



Im Bett mit den Söhnen Klaus und Tom, Mitte der siebziger Jahre

29. April Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Verlorene Liebesmüh* in Braunschweig.

26. August Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Antonius und Kleopatra* in Düsseldorf.

1972

Es erscheint der Gedichtband *Die Freiheit den Mund aufzumachen*.

8. April Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Othello* in Hannover und Uraufführung von *Wie es euch gefällt* in Düsseldorf.

25. Mai Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Maß für Maß* in Köln.

1973

22. März Erich Fried erhält den »Österreichischen Würdigungspreis für Literatur 1972« im Palais Palffy in Wien. Die Preissumme von 50.000 öS gibt er weiter an den Hamburger Rechtsanwalt Kurt Groenewold für die Unterstützung verfolgter Palästinenser und an Prof. Israel Shahak aus Jerusalem zur Unterstützung der von ihm geleiteten »Israelischen Gesellschaft für Menschen- und Bürgerrechte«.

10. Mai Uraufführung von Walter Steffens Opernbearbeitung von Dylan Thomas' »Under Milk Wood« (in der Übersetzung von Erich Fried) in der Hamburger Staatsoper.

Oktober Teilnahme am »Literatursymposium 1973« in Graz zum Thema »Zweifel an der Sprache«. Statt eines Vortrags liest Erich Fried den Zyklus *Zweifel an der Sprache*.

1974

Es erscheinen die Gedichtbände *Höre, Israel!* und *Gegengift*. Erich Fried wird Mitglied im P. E. N. Zentrum Bundesrepublik Deutschland.

24. Januar Prozeß in Hamburg wegen angeblicher Beleidigung der Berliner Polizei. Der Polizeipräsident von Berlin, Klaus Hübner, reicht gegen Fried, der die Erschießung Georg von Rauchs in einem Leserbrief an den »Spiegel« vom 7. Februar 1972 als »Vorbeugemord« bezeichnet hatte, eine Verleumdungsklage ein. Fried hält vor Gericht eine Verteidigungsrede (*Die Schneibarkeit*). Der Prozeß, an dem Heinrich Böll als Gutachter für Erich Fried teilnimmt, endet mit Freispruch.

Februar Sachverständiger im Berliner Beleidigungsprozeß in derselben Sache: Der Berliner Polizeipräsident klagt gegen Klaus Wagenbach, der zunächst freigesprochen, in zweiter Instanz jedoch verurteilt wird.

April Englische Erstaufführung des von Alexander Goehr vertonten und von Geoffrey Skelton übersetzten Fried-Librettos *Arden must die* (*Arden muß sterben*) im Londoner Sadler's Wells Theatre.

1975

Es erscheint der Prosaband *Fast alles Mögliche*.

1976

Mai Teilnahme an den Frankfurter »Römerberg-Gesprächen« zum Thema »Literatur – Opium ohne Volk«. Erich Fried hält die Rede *Literatur und Politik*.

9. Mai Ulrike Meinhof wird in der JVA Stuttgart-Stammheim tot aufgefunden. Die staatlichen Ermittlungen sind von zahlreichen Pannen und Widersprüchen geprägt, so daß die offizielle These von einem Selbstmord nicht nur bei RAF-Sympathisanten Anlaß zu Zweifeln gibt.

Die Ergebnisse des von Erich Fried geforderten internationalen Untersuchungsausschusses werden erst 1979 veröffentlicht und lassen weiterhin viele Hypothesen zu. Für Fried besteht der Hauptwiderspruch zwischen der fahrlässigen Vorgehensweise der deutschen Behörden und ihrer gleichzeitigen (im Ausland aufmerksam registrierten) Selbstgerechtigkeit.

Ulrike Meinhofs Selbstmord

Seltsamer
Selbstmord
dessen Spuren
auf anderes deuten

Wundmale
Würgespur
nicht wie beim Tod
durch Erhängen

Und das Gesicht nicht blau
die Augen nicht blutunterlaufen
auch nicht herausgetreten
wie beim Ersticken

Aber es darf nicht
das Andere sein
Es *muß*
Selbstmord gewesen sein

trotz aller Spuren
Nämlich
sonst müßte es
Mord sein

Nicht Mord durch Zutodehetzen
Mord durch Gehässigkeit
Mord durch Unrecht
den keiner mehr Mord nennt

sondern
gemeiner Mord
wie durch Eindringen
eines Erwürgers

Wohin
kämen wir dann?
Wohin
sind wir gekommen?

(1977; SkD 266)

15. Mai Beisetzung von Ulrike Meinhof in Berlin. Verlesung eines Telegramms von Erich Fried, der, obwohl kein Anhänger der »Roten Armee Fraktion«, Ulrike Meinhof als »größte deutsche Frau seit Rosa Luxemburg« bezeichnet.

1977

Es erscheinen die Gedichtbände *Die bunten Getüme* und *So kam ich unter die Deutschen*.

Tod von Nan, der zweiten Ehefrau Erich Frieds.

Die Ruhe und die Würde der Toten. Das ist Unsinn. Jeder Stein liegt so ruhig, jedes Stück Holz, jede weggeworfene Flasche. Man könnte genau so gut den offenen Särgen Ruhe und Würde zuschreiben wie den Toten, die in ihnen liegen. Das stimmt. Aber es betrifft einen nicht, daß es stimmt. Unsinnige Ruhe und Würde ist immer noch Ruhe und Würde. Ruhe und Würde wie nichts sonst. Jemand hat gesagt, die Toten zerfallen nur deshalb, weil die Natur ihre Ruhe nicht lange ertragen kann. Auch das ist Unsinn. Unsinn von derselben Art. Wenn die Toten nicht zerfielen, dann gäbe es nichts, was so dauerhaft wäre und so wirklich wie die Toten. Dann wäre alles anders. Dann könnte man sich an die Toten gewöhnen und müßte sich nicht von ihnen trennen. Dann müßte man nicht sagen, daß das gar nicht mehr sie sind. Dann würde man die Toten im täglichen Leben um sich *haben* und gebrauchen, wie man Hausrat hat und gebraucht, Möbelstücke. Dann wären sie da, im Zimmer und in der Küche und auf dem Treppenabsatz und im Garten, dann könnten sie manchmal eine Stütze für Bücherbretter oder für Lampen sein, oder für Esser und Trinker oder für Liebende; oder sie könnten im Kinderzimmer an der Wand lehnen, so daß kein Kind allein sein und sich vor dem Einschlafen fürchten müßte. Dann wären die Toten so da wie die Lebenden, die dann nicht immerzu vergessen könnten, daß sie sterben, aber denen die Toten die Angst vor dem Tod nehmen würden. Das alles ist Unsinn. (1982; UaD 504f.)

Januar Lehrauftrag an der Universität Gießen.

16. Februar NDR-Rundfunkrezension des »Weißbuch zur Rettung der Sprache« (München 1976).

28. März Öffentlicher Protest gegen die behördliche Verfolgung des Hamburger Rechtsanwalts und Verteidigers im Stammheim-Prozeß Kurt Groenewold. In der Hamburger Universität hält Fried die Rede *Der Fall Kurt Groenewold und die BRD*.

7. April Ermordung des Generalbundesanwalts Buback.

13. Mai Die »Buback-Affäre«: In einem Vorabdruck des Gedichts »Auf den Tod des Generalbundesanwalts Siegfried Buback« lautet die Schlußzeile – durch einen Satzfehler –: »Es wäre besser gewesen / so ein Mensch / hätte nicht gelebt.« Obwohl der Fehler sofort berichtigt wird, ergreifen konservative Zeitungen die Gelegenheit, Fried zum Anstifter des Terrorismus zu erklären. Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« beklagt, daß die Verse »manchem vielleicht seine letzte Hemmung« vor politischem Mord nähmen (13. Mai 1977). In dieser Haltung läßt sie sich auch nicht durch Gegendarstellungen beirren.

Noch Monate später bezeichnet die »FAZ« Fried-Gedichte als »Mörderpoesie« (28. Oktober 1977). In der »Zeit« sieht Theo Sommer in Erich Fried nun einen »dichtenden Verschwörung-neurotiker« (13. Mai 1977).

Auf den Tod des Generalbundesanwalts Siegfried Buback

I

Was soll ich sagen
von einem toten Menschen
der auf der Straße lag
zerfetzt von Schüssen

den ich nicht kannte
und nur wenig zu kennen glaubte
aus einigen seiner Taten
und einigen seiner Worte?

2

Dies Stück Fleisch
war einmal ein Kind
und spielte

Dieses Stück Fleisch
war einmal ein Vater
voll Liebe

Dieses Stück Fleisch
glaubte Recht zu tun
und tat Unrecht

Dieses Stück Fleisch
war ein Mensch
und wäre wahrscheinlich

ein besserer Mensch
gewesen
in einer besseren Welt

3

Aber genügt das?
Könnte man nicht dasselbe
von anderen Menschen sagen
die eingingen in die Geschichte
befleckt und verurteilt
vom Nachruhm
ihrer Unmenschlichkeit?

4

Was er für Recht hielt
hat Menschen
schaudern gemacht

Was er für Recht hielt
hat dieses Recht
in Verruf gebracht

Seine Nachrufe waren
nur so
wie Nachrufe sind

5

Was er getan hat
im Leben
davon wurde mir kalt ums Herz
Soll mir
nun warm ums Herz werden
durch seinen Tod?

6

Der Abscheu vor ihm
half Herzen
verhärten wie seines

sein Tod
wird helfen
sein Lebenswerk fortzusetzen

Sein Tod wird helfen
das Denken
auf ihn abzulenken

und so zu verdecken das Unrecht
von dem dieser Mensch
nur ein Teil war

Schon darum
kann ich nicht ja sagen
zu seinem Tod

vor dem mir
fast so sehr graut
wie vor seinem Leben

7

Es wäre besser gewesen
so ein Mensch
wäre nicht so gestorben

Es wäre besser gewesen
ein Mensch
hätte nicht so gelebt

(1977; SkD 316–318)



Während der Verleihung des »Internationalen Verlegerpreises« auf der Buchmesse 1977 durch John Calder und Inge Feltrinelli

Juni Rede zum 10. Jahrestag der Ermordung Benno Ohnesorgs auf einer Großdemonstration in Berlin. Fried appelliert angesichts der zunehmenden Repression an die Einheit der Linken.

14. Juli Im Kieler Landtag droht Ministerpräsident Gerhard Stoltenberg mit der Aufkündigung des NDR-Staatsvertrages zwischen Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein und nennt als ein Beispiel für die von ihm behauptete linkstendenzöse Haltung des Senders die im Februar ausgestrahlte »Weißbuch«-Rezension von Erich Fried, »dessen skandalöses Gedicht nach der Ermordung des Generalbundesanwalts Buback in der demokratischen Öffentlichkeit nur Verachtung gefunden hat«.

Oktober Die CDU legt eine »Dokumentation über Zitate zum Terrorismus« vor, deren Kapitel »Agitation gegen den freiheitlichen Rechtsstaat« auch Zitate von Erich Fried enthält. Öffentliches Eintreten für die Vorbereitungen des »Dritten Internationalen Russell-Tribunals« über die Wahrung der Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland.

12. Oktober Verleihung des »Internationalen Verlegerpreises der Sieben« auf der Frankfurter Buchmesse, verbunden mit dem für 1978 vereinbarten gleichzeitigen Erscheinen des Gedichtbandes *100 Gedichte ohne Vaterland* in sieben Sprachen.

3. November Mißbilligungsantrag der CDU in der Bremer Bürgerschaft gegen Fried-Gedichte im Schulunterricht. Der Vorsitzende der CDU-Fraktion Bernd Neumann erklärt in einer Diskussion im Bremer Parlament: »... so etwas würde ich lieber verbrannt sehen ...«. Die parteinahe Presse titelt: »Kinder nach Wochen noch unter Schockeinwirkung« (»Weser-Report«, 11. November 1977). Anlaß war die Behandlung des Gedichts »Die Anfrage« im Unterricht in einer Bremer Schule.

Die Anfrage

Mit Verleumdung und Unterdrückung
und Kommunistenverbot
und Todesschüssen in Notwehr
auf unbewaffnete Linke
gelang es den Herrschenden
eine Handvoll empörte Empörer
Ulrike Meinhof
Horst Mahler
und einige mehr
so weit zu treiben
daß sie den Sinn verloren
für das was in dieser Gesellschaft
verwirklichbar ist

Was weiter geschah
war eigentlich zu erwarten:
Wieder Menschenjagd
Wieder Todesschüsse in Notwehr
die bekannten Justizmethoden
die bekannten Zeitungsartikel
und die Urteile gegen Horst Mahler
und gegen Ulrike Meinhof

Aber Anfrage an die Justiz
betreffend die Länge der Strafen:
Wieviel Tausend Juden
muß ein Nazi ermordet haben
um heute verurteilt zu werden
zu so langer Haft?

(1977; SkD 260)

28. November Schreiben des bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus an einen Dortmunder Schulbuchverlag. Für die erneute Zulassung eines Deutsch-Lesebuches in Bayern wird die Herausnahme bzw. Ersetzung von Texten Erich Frieds, Günter Wallraffs, Wolf Biermanns und Hubert Fichtes gefordert.

Dezember Öffentlicher Protest gegen die angedrohte (und später erfolgte) Suspendierung des Hannoveraner Psychologie-Professors Peter Brückner wegen dessen Mitverbreitung des »Buback-Nachrufs« des Göttinger »Mescalero«.

1978

Es erscheint der Gedichtband *100 Gedichte ohne Vaterland*.

Januar Teilnahme am »Vierten Literaturgespräch« in Bremen zum Thema »Gewalt als Provokation der Literatur«.

13. April NDR-Sendung: »Werkstatt ›Finnegans Wake‹. James Joyce, übersetzt und interpretiert von Erich Fried.«

29. Dezember Festveranstaltung zum 70. Geburtstag von Helmut Gollwitzer in der FU Berlin. Erich Fried hält die Rede *Wie sah der antifaschistische Kampf aus und wie sollte er heute aussehen*:

Ja, in Berlin gibt es vieles, gegen das ein Antifaschist kämpfen kann und soll. Aber nicht mit individuellem Terror, der nur die

Neue Linke fast vernichtete, – nicht mit Selbstgerechtigkeit und nicht mit Realitätsverlust. Vor zehn Jahren schüttelte ich den Kopf über eine Losung: »Brecht dem Schütz die Gräten, alle Macht den Räten«. Ich fand die ersten Worte wenig menschlich; zudem war Herr Schütz – besonders im Vergleich zu Herrn Neubauer – harmlos. Außerdem spricht man von einem Menschen nicht wie von einem Fisch. – Und was die Räte betrifft: Sogar wenn, wozu nicht die geringste Möglichkeit bestand, die Studenten in Westberlin eine Räterepublik hätten ausrufen können, – die DDR und die Westmächte hätten ihr gemeinsam ein Ende bereitet. Das war Entfremdung und Realitätsverlust vor dem ungleich ärgeren und größeren Realitätsverlust des sogenannten bewaffneten Kampfes. Und Realitätsverlust ist ungut für Antifaschisten. Ich kann *verstehen*, was einen Horst Mahler, was eine Ulrike Meinhof zur Verzweiflung getrieben hat, aber deshalb muß ich ihre Verzweiflungsgedanken und -taten nicht bejahen. Das heißt allerdings nicht, daß etwa die »Konkret«-Artikel Ulrike Meinhofs aus den Jahren zuvor oder die Umstände ihrer Haft, ihres Gerichtsverfahrens, überhaupt ihres Lebens und ihres Todes von Antifaschisten vergessen werden dürfen, bloß weil sie mit Recht gegen den »bewaffneten Kampf« sind.



Der Ossietzky-Preisträger mit seinem Laudator und Freund Helmut Gollwitzer

Ich muß vielleicht hier etwas – und ich hoffe, auch in Helmut Gollwitzers Sinn – über die Bedeutung des »Unbequemen« im antifaschistischen Kampf sagen. Ich erinnere mich aus meiner politischen Frühzeit, wie es war, wenn sich irgendeine wirkliche Ungerechtigkeit ereignete, wenn ein völlig gerechtfertigter Protest laut werden wollte, der aber aus irgendeinem Grund taktisch ungelegen kam. Da konnte man sich über die Protestierenden ärgern: »Müssen die gerade jetzt mit einem so unbequemen Thema kommen?« Ich glaube, es ist wichtig, einem solchen Unbehagen, einem solchen Ärger *nicht* nachzugeben. Wenn man solche Widerstände empfindet, so ist das meistens ein Zeichen dafür, daß mit der eigenen Taktik irgend etwas nicht stimmt oder daß wir im Begriff sind, zu kleinen Rädchen in irgendeinem großen Apparat und Manipulationsmechanismus zu werden.

Es ist gewiß unbequem, wenn mitten in einem Gespräch über Isolationshaft der Name Rudolf Heß fällt. Aber darf man sich als Antifaschist über das Problem einfach hinwegsetzen? Es ist unbequem, wenn man mit Fritz Teufels Ansichten nicht übereinstimmt, daran zu erinnern, daß er immer noch eingesperrt ist und wie in all den letzten zehn Jahren mit ihm verfahren wurde. Es ist unbequem, wenn man – wie ich – über Horst Mahlers gründliche Abwendung vom Terrorismus froh ist und für seine längst überfällige Freilassung eintritt, ihn gleichzeitig dafür zu kritisieren, daß er dazu neigt, jede neue Überzeugung gleich ganz und gar und womöglich etwas mehr als hundertprozentig zu vertreten und dadurch für die furchtbaren Irrtümer derer, die vielleicht teilweise noch so denken, wie er selbst gestern oder vorgestern gedacht hat, so wenig Nachsicht oder Einsicht aufbringt, daß er ihnen dadurch vielleicht den letzten Ausweg aus dem Irrtum zu vermauern droht, oder Anwälte, die sich exponiert haben, um auch ihm zu helfen, heute dafür fast angreift! – Und es ist ebenso unbequem, den Dichter Peter-Paul Zahl, der schändlicherweise immer noch eingesperrt ist und für dessen Freilassung viel zu wenig getan wird, dennoch zu kritisieren, weil der verbitterte Peter-Paul Zahl, der selbst nie Terrorist war, heute in seiner Kritik am Konvertiteneifer Horst Mahlers weit übers Ziel hinausschießt und Horst Mahler wie einen Verräter und Agenten behandelt. Noch ärger wäre es,

sich deshalb nicht mehr für die Freilassung Peter-Paul Zahls einzusetzen. Es ist unbequem, von all dem auch nur zu sprechen, sich in den ganzen Wirrwarr zu verstricken. Aber als Mensch und Antifaschist hat man keine andere Wahl. Opportunitätserwägungen dürfen nie das Entscheidende sein. Wer gegen den Terrorismus ist, der hat deshalb noch lange nicht die Pflicht, zu glauben, alle Terroristen *müssen* Selbstmord begangen haben, und unsere Fragen verstummen zu lassen aus Angst, in schlechte Gesellschaft zu geraten. – Wer wie ich entsetzt und empört war über die Meldung von Mordplänen gegen Herrn Galinski, der hat deshalb noch lange nicht die Pflicht, wenn Herr Galinski gegen deutsche Linke etwas ganz und gar Falsches und nicht zu Verantwortendes sagt, das taktvoll unwidersprochen zu lassen.

Überhaupt: Ich glaube, ein Antifaschist soll nie ein Anhänger der hundertprozentigen Schwarzweißmalerei sein. Er soll auch nie jeden Andersdenkenden für einen Feind oder für einen Menschen zweiten Ranges halten. Er soll die eigenen Schwächen nicht durch Selbstgerechtigkeit und Überschätzung der eigenen Theorien ausgleichen wollen.

Wir haben wieder einmal genausoviel theoretische Arbeit nachzuholen wie praktische, dabei können wir uns weder expertengläubigen Professionalismus noch dümmlichen Anti-Professionalismus und Anti-Intellektualismus leisten, der nur das Gegenstück dazu ist, der Pendelausschlag nach der anderen Seite.

Und wir dürfen auch nicht glauben, daß neue wichtige Erkenntnisse immer gerade nur bei jenen antifaschistischen Genossen auftauchen können, die uns ohnehin schon sympathisch sind. Und ohne Zusammenwirken von Politik, Psychologie, Ökologie und vielen anderen Faktoren geht es überhaupt nicht weiter. Das wußten wir schon einmal, zur Zeit Herbert Marcuses und der Studentenbewegung, aber wir haben viel vergessen und müssen uns an vieles erinnern und vieles neu lernen. Vor allem aber, daß es auch gegen Entfremdung und Verdinglichung in den eigenen Reihen, auch in uns selbst gehen muß.

(1978; AuN 186–188)



Erich und Catherine Fried vor ihrem Londoner Haus, 1987

Das letzte Jahrzehnt

1979

Es erscheinen die *Liebesgedichte*; im Nachwort heißt es: »Ein Band *Liebesgedichte* bedarf keiner besonderen Erklärung oder Rechtfertigung, auch wenn – oder gerade weil – neuerdings oft verbreitet wird, es gebe heute keine Liebesgedichte mehr.«

12. Januar Diskussionsveranstaltung in Münster über die Nichtgenehmigung eines Seminars über Peter-Paul Zahl an der Universität Münster. Erich Fried hält die Rede *Über die Relevanz von Schriftstellern*.

27. Januar Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Troilus und Cressida* in Zürich.

4. Mai Festspielinszenierung der Ruhrfestspiele in Recklinghausen: Aristophanes' *Lysistrata* in der Übersetzung und Bearbeitung Erich Frieds (Regie: Heinz Engels).

9. Juni Kleines Haus der Städtischen Bühnen Dortmund: Premiere von *Die Piratinnen* von Steve Gooch in der Übersetzung Erich Frieds.

28.–30. Juni Teilnahme am »Primo festival internazionale dei poeti« (Rom/Castelporziano).

15. September Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Der Kaufmann von Venedig* in Bielefeld.

24. Dezember Rudi Dutschke stirbt an den Spätfolgen des Attentats.

Für Rudi Dutschke

»Jeder ist ersetzbar.
Der Kampf geht weiter«
Das stimmt.
Aber das stimmt auch *nicht*:
Nicht jeder ist ersetzbar
und der Kampf hat immer nur das Gesicht und das Herz
des Menschen der kämpft
Und ich habe *den* Kampf gemocht
der *dein* Gesicht hatte
und *dein* Herz –
und jetzt wird kein anderer mehr
dein Gesicht haben
und man wird dein Gesicht in Zukunft
nur noch auf Bildern sehen wie das Gesicht Che Guevaras
und Rosa Luxemburgs
und das ist nicht dasselbe
Und dein Herz wird man nirgends mehr sehen

Nicht in jedem einzelnen Punkt
war ich deiner Meinung
und du hast nie bestanden darauf daß jemand
deiner Meinung sein *muß*
und schon gar nicht in jedem einzelnen Punkt
Deine Meinung konnte man Punkt für Punkt
mit dir diskutieren
Jetzt aber kann ich nichts mehr mit dir diskutieren
und so sehr es ankam auf die einzelnen Punkte
so wenig kommt es jetzt auf die einzelnen Punkte an

Was ich von dir gelernt habe
bleibt jetzt vielleicht zu wenig
Aber ich hätte vielleicht von dir schon genug gelernt
wenn ich nichts von dir gelernt hätte außer das eine:

Daß Freiheit Güte und Liebe sein muß
und daß Güte und Liebe
Freiheit sein müssen – und *wirkliche* Güte und Liebe
nicht nur ein *Begriff* von Güte und Liebe

denn sonst bleibt auch die Freiheit nur ein Begriff –
und daß der Kampf um Freiheit und Güte und Liebe
nicht ohne Freiheit und Güte und Liebe geführt werden kann

Und *deine* Güte und Liebe und Freiheit
und *deine* Einsicht
sind so gewesen daß du vielen ein Freund bleiben konntest
die einander nicht Freunde geblieben waren –
vielen die jetzt um dich trauern aber die glauben
daß sie miteinander gar nicht mehr sprechen können
oder einander nur noch anklagen können
nur noch beschimpfen beschuldigen und bekämpfen
[...]

Es ist nicht möglich von deinem Leben und Tod zu *sprechen*
und zu *schweigen* von der Revolution die
– ungleich uns Menschen –
nicht tot ist für immer wenn man sie einmal totsagt
und in der *etwas* von dir leben wird wenn sie einmal
wieder auflebt – von *dir* aber auch von andern
die hier nicht trauern können um dich weil sie *vor* dir
sterben mußten (oder vielleicht nicht *müssen* hätten)
Auch von diesen Verlorenen haben dich manche geliebt
und du hast sie nie *ganz* verloren aus deinen Augen
und aus deinem Herzen –
auch dann nicht als sie sich verrannt
und sich verhärteten und begannen sich selbst zu verlernen.
Auch sie darf man nicht totsichweigen
wenn man von *dir* spricht
auch wenn dein oder mein Weg ein anderer ist als ihr Irrweg:
Sonst wäre der Kreis derer die deine Liebe und Einsicht
umfaßt hat zu eng – und dies hier wäre nur Trauer
von Gleichgesinnten um Gleichgesinnte; das wäre zu wenig
Denn der Kampf der *dein* Gesicht und *dein* Herz hatte
ist auch ein Kampf
um die Liebe zu *vielen* ohne Abgrenzungen und Grenzen
Sonst wäre er für dich und das Denken an dich zu klein.
Der Kampf geht weiter.

(1981; ZuU 575–578)

1980

Januar Teilnahme an der Beisetzung Rudi Dutschkes in Berlin.

April Teilnahme am 3. Österreich-Gespräch über Literatur »Vom Schreiben und vom Lesen« in Wien. Erich Fried hält den Vortrag *Zur österreichischen Literatur seit 1945*.

Mai Teilnahme an den 7. »Römerberggesprächen« in Frankfurt am Main zum Thema »Die Bundesrepublik Deutschland – Republik ohne Bürger?«.

September Verleihung des »Preises der Stadt Wien für Literatur«.

16.–20. Oktober 5. Internationales Autorenseminar der Alten Schmiede in Wien »Über Ilse Aichinger«. Erich Fried referiert *Über Gedichte Ilse Aichingers*.

22.–24. Oktober Teilnahme an einem deutsch-jugoslawischen Schriftstellertreffen in Belgrad.

1981

Es erscheinen die Gedichtbände *Zur Zeit und zur Unzeit* und *Lebensschatten*.

6. März Teilnahme am »Ersten Österreichischen Schriftstellerkongreß« in Wien. Erich Fried hält den Vortrag *Die Freiheit zu sehen, wo man bleibt*.

13./14. Dezember Teilnahme an der von Stephan Hermlin organisierten Ost-Berliner »Begegnung zur Friedensförderung«.



Mit (von links) Peter Schneider, Thomas Brasch und Heiner Müller auf der »Berliner Begegnung«

1982

Es erscheinen die Bände *Das Unmaß aller Dinge* (Kurzprosa) und *Das Nahe suchen* (Gedichte). Wiedererlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft; Fried behält die britische Staatsbürgerschaft (seit Oktober 1949).

März Erste Krebsoperation in London. Einige Monate Krankenhausaufenthalt.

6. Juni Tod der Mutter Nellie Fried.

25. September Rede auf der Abschlußkundgebung der Demonstration »Israelis raus aus dem Libanon« in Bonn.

6.–11. Dezember Teilnahme am 7. Internationalen Autorenseminar der Alten Schmiede in Wien »Über Erich Fried«.

10. Dezember Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Titus Andronicus* in Hamburg.

1983

Es erscheinen die Bände *Es ist was es ist* und *Angst und Trost*. Der Band *Es ist was es ist* enthält das wohl bekannteste Gedicht Frieds:

Was es ist

Es ist Unsinn
sagt die Vernunft
Es ist was es
ist sagt die Liebe

Es ist Unglück
sagt die Berechnung
Es ist nichts als Schmerz
sagt die Angst
Es ist aussichtslos
sagt die Einsicht
Es ist was es ist
sagt die Liebe

Es ist lächerlich
sagt der Stolz
Es ist leichtsinnig
sagt die Vorsicht
Es ist unmöglich
sagt die Erfahrung
Es ist was es ist
sagt die Liebe

(1983; Ewi 35)

26. Januar Verleihung des »Bremer Literaturpreises« im Bremer Rathaus. Erich Fried hält die Rede *Ich soll mich nicht gewöhnen*.

Mai Teilnahme am Symposium »Literatur und Macht« an der Wiener Universität. Erich Fried hält den Vortrag *Was soll und kann die Literatur verändern?*

Teilnahme an den Frankfurter »Römerberggesprächen« zum Thema »Kulturzerstörung«. Erich Fried hält die Rede *Warum und zu welchem Zweck betreiben wir Kulturzerstörung?*

8. Mai Teilnahme an der Tübinger Kundgebung anlässlich des 50. Jahrestags der Bücherverbrennung, u.a. zusammen mit Karola Bloch, Jürgen Schröder und Carl Petsche. Fried hält die Rede *Heil Pershing*.

28. Mai Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Wintermärchen* in Bochum.

24.–26. November Teilnahme am Symposium »Österreichische Gegenwartsliteratur – zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Literaturkritik« in Amsterdam.

1984

Zahlreiche Neuerscheinungen und -auflagen; u.a. *Kalender für den Frieden 1985*, *Beunruhigungen*, *Und nicht taub und stumpf werden*, sowie das Schauspiel *Und alle seine Mörder* und die Schallplatte *Verstandsaufnahme*.

März Diskussion mit Offiziersanwärtern des österreichischen Bundesheeres in Wiener Neustadt.

10. Juli Festansprache anlässlich der Veranstaltung »Lion Feuchtwanger / Oskar Maria Graf« in München.

19.–29. Oktober Lesereise durch Österreich (Stationen sind alle Landeshauptstädte sowie u. a. Villach, Steinfeld, Lienz).

26. Oktober Rede zum Österreichischen Nationalfeiertag im Wiener Volkstheater. Erich Fried hält die Rede *Einige Worte zu Österreichs kultureller Eigenart*.

Österreichische Eigenart. Ja, es gibt sie. Nein, sie bedeutet nicht, daß man sich von seinen Nachbarn abgrenzt. Sie besteht zum großen Teil darin, daß das Mischungsverhältnis der gegenseitigen Kultureinflüsse und der Beeinflussung durch Nach-

barländer und eigene Geschichten in jedem Land, Österreich, Bundesrepublik Deutschland, DDR, Schweiz, deutschsprachige Dichtung auf böhmischem Boden und in der Bukowina, die es ja früher gab, jeweils ein anderes ist oder war. Kultureinflüsse entstehen nicht nur aus positiven, sondern auch aus traumatischen Erfahrungen, nicht nur aus Tugenden, sondern auch aus Verirrungen. An all dem ist auch Österreich reich, in der Literatur, in der Malerei und Musik, in der Bildhauerkunst, in der Österreich nicht nur auf einen Wotruba hinweisen kann, sondern auf ein so unverkennbar österreichisches Genie wie Hrdlicka, der auch ein großer Maler und Graphiker ist, im Theaterwesen in Gestalt eines Qualtinger, in der Politik im vielschichtigen Phänomen eines Bruno Kreisky, des ersten österreichischen Bundeskanzlers von Weltgeltung, in den Wegen und Rückwegen eines großen Österreichers wie Ernst Fischer, oder in einem ebenso begabten wie noch völlig verkannten oder unbekanntem und – vielleicht zum Glück! – so unbequemen Nachwuchsautor wie dem Dichter Christian Ide Hintze.

Das Thema »Österreichische kulturelle Eigenart« ist uner-schöpflich, der mir dafür zur Verfügung stehende Raum leider oder gottseidank nicht. [...]

Lassen Sie mich bitte mit einigen Worten darüber schließen, daß ich mich diesem Österreich zugehörig fühle und mich immer mit ihm verbunden gefühlt habe. Die Zugehörigkeit ist bei einem, der in der Ferne lebt, ein freiwilliger Entschluß, und deshalb freue ich mich, und es ist mir nicht nur eine schöne Form-sache, daß ich meine österreichische Staatsbürgerschaft wieder-habe. Die Verbundenheit ist etwas anderes. Man kann sie erkennen oder verleugnen, aber sie ist einfach da.

Die Eigenart eines Landes und seiner Menschen, bestehend aus einem Gemisch unzähliger Faktoren, gehört ja nicht in erster Linie zum Bereich Vaterland, mit dem so viel Schindluder getrieben wurde, sondern zum Bereich Heimatland. Was einen da, besonders auch in früherer Kindheit, geprägt hat, ob gut oder schlecht oder so gar nicht bewertbar, das ist Teil der eigenen Eigenart, das gibt einem etwas oder damit muß man sich ernstlich auseinandersetzen, – ja, es gibt vieles bei uns, womit wir uns auseinandersetzen müssen oder müßten, auch wenn

ich in der Ferne manchmal in Gefahr bin, alles etwas verklärt zu sehen, aber jedenfalls ist diese aus vielen Faktoren historisch bunt gemischte Eigenart da, so oder so, und diese Mischung, die ein Teil von uns selbst ist, ist für jedes Land, für jedes Volk charakteristisch. Ohne diese Verbundenheit, wie immer kritisch, zu erkennen, kann man sich selbst nicht erkennen.

(1984; Nvg 53f.)

1985

Es erscheinen die Gedichtbände *Um Klarheit* und *Von Bis nach Seit* (Gedichte aus den Jahren 1945–1958), ebenso *In die Sinne einra-diert* (Gedichte zu Radierungen von Catherine Fried-Boswell).

4.–12. April Dozentur an der »Deutschen Sommeruniversität« (Toscana).

23. April Gemeinsamer Vortrag mit Erwin Ringel zum Thema: »Der Beitrag der Tiefenpsychologie und der Dichtung zum Frie-den« im Großen Konzertsaal Wien.

11. Mai Uraufführung der Übersetzung von Shakespeares *Der Sturm* im Wuppertaler Opernhaus.

Juli Zweite Krebsoperation in London. Krankenhausaufenthalt bis Anfang September (Nachbehandlung in Wien von September bis Dezember).

Oktober Erich Fried erhält das »Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien«.

18. November Teilnahme am Wiener Symposium »Literatur und Öffentlichkeit«. Erich Fried hält die Rede *Veröffentlichungen und Verheimlichungen*.

Dezember Öffentlicher Streit in Österreich um die Vergabe des »Großen Österreichischen Staatspreises« an Erich Fried (Unterrichtsminister Moritz hatte die Vergabe befürwortet, gegen diese vermeintliche Intervention wehrte sich der vorschlagende »Kunstsenat«, der wiederum von Alfred Hrdlicka angegriffen wurde).

Veranstaltung im Auditorium Maximum der Universität mit Erich Fried, Alfred Hrdlicka und Erwin Ringel: »Die da reden gegen Vernichtung«.

1986

Es erscheinen der Erinnerungsband *Mitunter sogar Lachen*, der Gedichtband *Wächst das Rettende auch?* (mit Grafiken von David Fried) und *Die da reden gegen Vernichtung* (zusammen mit Alfred Hrdlicka und Erwin Ringel).

April Erste Lesereise durch die DDR anlässlich des Erscheinens des Sammelbandes *Die Umrissse meiner Liebe*.

29. April Ehrung im Großen Konzerthausaal in Wien. Der österreichische Bundeskanzler Sinowatz übergibt Erich Fried den neu eingerichteten »Österreichischen Staatspreis für Verdienste um die österreichische Kultur im Ausland« und hält die Eröffnungsrede.

April/Mai Teilnahme am Wahlkampf – u. a. mit Knittelversen – gegen den österreichischen Bundespräsidentenskandidaten Kurt Waldheim.

Die weltbekannte Persönlichkeit

Dieser Mann, den die ganze Welt kennt,
ist jetzt glücklich bei uns Präsident.

Nur als was sie ihn kennen
und wie sie ihn nennen,

ist für uns nicht so günstig am End. (1986; EdW 541)



Im Arbeitszimmer, Dartmouth Road, 1988

Mai Eröffnung der Ausstellung »Die Vertreibung des Geistigen aus Österreich« in Salzburg. Erich Fried hält die Rede *Die Vertreibung des Geistigen aus Österreich*.

27. Juni Erneute Teilnahme am Festival »Poetry International« in Rotterdam.

29. September Tod Helmut Qualtingers, der im Dezember im Wiener Volkstheater den *Falstaff* (in einer Shakespeare-Bearbeitung von Erich Fried) hätte spielen sollen.

Oktober Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt).

30. November Lesung *Wider die offizielle Lesart* im Deutschen Theater, Berlin/DDR.

14. Dezember Verleihung der »Carl-von-Ossietszky-Medaille« in Berlin durch die Internationale Liga für Menschenrechte: »Fried besitzt den großen Zorn eines Propheten, der um des Friedens willen auch zuweilen Unfrieden zu stiften bereit ist.« Die Laudatio hält Helmut Gollwitzer.

1987

Es erscheinen die Gedichtbände *Am Rand unserer Lebenszeit, Wo liegt Nicaragua* (zusammen mit Heinrich Albertz) und *Gegen das Vergessen* (mit Radierungen von Michael Helm).

11. Januar Teilnahme an der literarischen Matinee zum Gedenken an Ingeborg Drewitz in der Akademie der Künste, Berlin. Erich Fried hält die Gedenkrede *Ich wollte dieses Leben doppelt leben!... Ingeborg Drewitz zu Ehren*.

März Lesereise durch die DDR (Berlin, Potsdam, Leipzig und Halle).

30. April SPÖ-Maiveranstaltung in Salzburg. Erich Fried hält die Rede *Die Arbeiterbewegung als kulturelle Kraft*.

Juni Uraufführung von ... *und alle seine Mörder...* durch das Freie Jugendtheater Böblingen.

13. September Erich Fried hält die Eröffnungsrede beim Internationalen Brucknerfest in Linz.

Oktober Verleihung des »Goldenen Schlüssels der Stadt Smederevo« (Jugoslawien).

17. Oktober Festakt im Darmstädter Staatstheater anlässlich der Verleihung des »Georg-Büchner-Preises«. In der Begründung der Darmstädter Jury heißt es:
 »Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung verleiht den Georg-Büchner-Preis 1987 Erich Fried, der in seinen poetischen Werken wie in seinen Übersetzungen die deutsche Sprache aus Verdunkelungen und aus dem Geschwätz zu einer unmißverständlichen Triftigkeit führt. Sie würdigt den in jeder Hinsicht mutigen Schriftsteller, der es nicht aufgibt, gegen die Übermacht der Mißstände unserer Welt zu schreiben, bei dem Sprache und Handeln, Wort und Sache eine maßgebliche Einheit werden.«
 Die Laudatio hält Herbert Heckmann. Frieds Dankesrede, der



Verleihung des »Georg-Büchner-Preises« durch Herbert Heckmann,

diesen Festakt dazu nutzt, auf das Unrecht vor Ort hinzuweisen, wird mit großem Beifall wie auch mit Pfiffen und Buh-Rufen bedacht. Auf dem anschließenden Bankett in der Orangerie kommt es zum Eklat, als Oberbürgermeister Günther Metzger u. a. von »doppelter Moral« spricht und sinngemäß erklärt, Erich Fried hätte aufgrund seiner überzogenen Kritik an der Bundesrepublik Deutschland den staatlich mitgeförderten Preis nicht annehmen dürfen, woraufhin der Preisträger und mit ihm ein Großteil der geladenen Gäste den Saal verlassen. Rückkehr nach einlenkender Intervention Herbert Heckmanns und nachdem sich Günther Metzger bei Fried entschuldigt hat.

Büchners Anteilnahme am Kampf gegen das Unrecht, gegen die Privilegierten, deren Stand und Verhalten er haßte, hat nie aufgehört. Auch aus der Emigration fragt er immer wieder nach dem Schicksal seiner Mitstreiter. Nach Pfarrer Weidig, der im Arresthaus zu Darmstadt unter der Anleitung des Hof- und Universitätsrichters Konrad Georgi zu Tode gequält wurde; nach seinem Freund August Becker und seinem anderen Freund Minnigerode, der nach furchtbarer Haft und Mißhandlung dem Würgegriff Georgis dank seiner Familienverbindung im letzten Au-

genblick entrissen wurde. Immer wieder hatte Büchner zur Intervention angeregt, um diese politischen Gefangenen zu retten.

Büchner, der die Losung ausgegeben hatte, »Friede den Hütten, Krieg den Palästen!«, war kein Apostel der Gewaltlosigkeit. Hundertvierzig Jahre vor der Zuwendung eines Teiles der Studentenbewegung zur Gewalt hat er geschrieben: »Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligen, wurde ihnen durch die Notwendigkeit abgezwungen. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand?« [...]

Es ist wahrscheinlich, daß dieser Zwanzigjährige sich in unserer Zeit zur ersten Generation der Baader-Meinhof-Gruppe geschlagen hätte – wenn auch keineswegs sicher, daß er sich nicht wieder abgewendet hätte! – und daß er heute im Gefängnis säße oder vor genau zehn Jahren, am 17. Oktober 1977, an einer ähnlichen Art Selbstmord gestorben wäre, wie es Baader, Ensslin und Raspe an diesem Tag widerfahren ist – und 17 Monate zuvor Ulrike Meinhof! Falls Büchner nicht schon bei der Verhandlung polizeilich erschossen worden wäre, natürlich nur in Notwehr oder in putativer Notwehr!

Büchner hatte das Glück, zu einer Zeit, in der es noch ein barmherzigeres Asylrecht gab als heute, fliehen zu können und zu sehen, daß man mit dem bewaffneten Kampf in einer nicht-revolutionären Situation nicht weit kommt. [...]

Unbeantwortbar, aber zugleich unwiderstehlich die Frage: Wie hätte Georg Büchner heute geschrieben? In diesem Land, das sich zur Freiheit bekennt, aber gewaltlose Demonstranten mißhandelt und einsperrt? Das immer von Demokratie spricht, aber hinter den Kulissen einen Pinochet, einen Botha, einen Mobutu und die Contras Reagans unterstützt?

Die Liste der großen und kleinen Schändlichkeiten von der Art, die Büchner bis aufs Blut gepeinigt haben, ließe sich ins Endlose fortsetzen. Nur noch einen Fall zu erwähnen komme ich nicht umhin, weil er sich hier in Darmstadt ereignet hat. Daß einige von Ihnen davon wissen, kann kein Grund sein, davon zu schweigen.

Die Evangelische Landeskirche hatte 1979 Zigeuner zu einem Zigeunerfestival eingeladen, und Oberbürgermeister Sabais hatte ihnen einen Standplatz in Darmstadt angeboten. Es kamen etwa 50 Roma. Aber vielen Bürgern waren sie nicht willkommen. Es kam zu keinem Miteinander, sondern zu einem unsicheren Nebeneinander, das schließlich ein Gegeneinander wurde. In den Jahren seither wurden sie delogiert, ausgewiesen, auf einstweiligen »Geduldeten«-Status gesetzt, abgeschoben: Das Wegziehen wurde ihnen auf verschiedene Arten nahegelegt. Heute ist nicht ein einziger von ihnen mehr hier. Darmstadt ist »roma-rein«. Das Wort ist dem Wort »judenrein« nachgebildet. Obwohl solche Vergleiche immer hinken. Zum Beispiel: Während Juden nach 1945 immerhin Wiedergutmachung bekamen, erhielten die Angehörigen von ebenfalls vergasteten Roma nichts dergleichen. Die Hinterbliebenen zu Tode geplagter, nach Deutschland verschickter Fremdarbeiter auch nichts! [...]

Georg Büchner hätte allen, die Darmstadt von Romas befreien halfen, vermutlich ein viel dauerhafteres Denkmal gesetzt, als ich es hier vermag. Georg Büchner hätte sicher auch viele Verhaltensweisen – gar nicht nur in Deutschland – kritisiert, die heute gang und gäbe sind, zum Beispiel das ehrerbietige Stillschweigen vor jedem aufgeblasenen Popanz, der eine Machtposition innehat und den man sonst nur bemitleidet oder verspottet hätte. Und Büchner, den schon die »abscheuliche Kunstsprache« – wie er sie nannte – einiger Philosophen seiner Zeit empört hat, hätte an einem geistreich geschriebenen Teil der heute modernsten französischen Philosophie genauso viel auszusetzen wie an den beschönigenden deutschtümeln den Geschichtsklitterungen der letzten ein, zwei Jahre. Schon die Deutschtümelei der Studenten nach den sogenannten Freiheitskriegen war ihm ja verhaßt.

Das alles sind leider nur Mutmaßungen, was Büchner heute für uns getan hätte. Er hat es, weil er mit 23 Jahren gestorben ist, nicht einmal für seine eigene Zeit tun können, und Georg Herwegh – den Heine »die eiserne Lerche der Revolution« nannte – hat um ihn mit den Worten geklagt: »Doch hätt' er uns ein Leitstern sollen sein in dieser halben, irrgewordenen Zeit!«

(1987; AuN 248–261)

25. Oktober Das österreichische Fernsehen (ORF 1) sendet ein Filmportrait Erich Frieds von Krista Hanser.

12. November Eröffnungsveranstaltung der »Wiesbadener Literaturtage 1987« unter dem Motto »Zu Gast bei Erich Fried« in der Stadtbibliothek Wiesbaden. Bis zum 18. November stellt Erich Fried eine Reihe von ihm eingeladenen Autoren und Autorinnen vor, u.a. Arnfried Astel, Anne Duden, Claudia Hahn, Ingram Hartinger, Friederike Mayröcker, Harry Oberländer, Jani Oswald, Annemarie Salome Brenner, Theo Schneider, Helga Schubert und Dorothee Sölle.

19. Dezember Als Vorjahrespreisträger hält Erich Fried die Laudatio auf die Mutlanger Richter, denen die »Carl-von-Ossietzky-Medaille« in Berlin verliehen wird. Die Richter und Richterinnen hatten im Januar 1987 die Zufahrtsstraße zum Raketenlager in Mutlangen blockiert.

Was bleibt?

Viel weggebrannt
von Qualen der Zeit
von Qualen des eigenen Leibes –
Was bleibt
scheint wenig

Da aber scheidet es sich:
Entweder die Fertigkeit
das Glas noch zum Mund zu führen
den Unrat
rechtzeitig zu entfernen
die Lage im Bett zu finden
die die leidigen Schmerzen
minutenlang abhält
Vielleicht sogar die Kunst
anzukämpfen
gegen den Krankheitsgeruch –
sonst nichts

Oder
zu sehen
und dann und wann zu verknüpfen
einige treibende
lange Gedankenfäden
Strophen von Hölderlin
mit der Marseillaise
Sätze von Hegel und Marx
oder Bloch und Schönberg
mit dem Herbstwind herüber vom nahen Wald
oder auch mit einigen von den Worten
die sie dem Juden
Jesus von Nazareth zugeschrieben haben

Dazwischen Bilder:
Rosa, Ulrike, Rudi,
Erzbischof Romero, Che, die Schatten der Namenlosen
und Rauch von Auschwitz
und Lichtschein von Hiroshima

Worte bleiben
Gefühle
Gedanken
Wissen und Angst
Zorn bleibt und Widerstand
und keine Ruhe
Und Wünsche bleiben
auch einfache Wünsche für Menschen
(für sehr nahe und unbekannte)
und Hoffnungen auf eine Zukunft

Einiges bleibt
nach dem eigenen Bleiben
Die ganze Welt soll bleiben –

Oder bleibt nichts?
(1987; RuL 271f.)

1988

Es erscheinen die Gedichtbände *Unverwundenes* und *Totenköpfe* (mit Bildern von Adolf Frohner).

20. Januar Feier in der Universität Osnabrück anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Erich Fried durch den Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft.

Erich Fried hält die Rede *Versuche dichtend zu denken*.

26. Januar Festvortrag *Übersetzen oder Nachdichten?* anlässlich der Eröffnung des Studiengangs »Literaturübersetzen« an der Universität Düsseldorf.

12. März An der Wiener Veranstaltung »Künstler für den Rücktritt Waldheims« kann Erich Fried nicht teilnehmen; er schickt die Rede *Was war und was noch weiterhin ist*.

August Der nordrhein-westfälische Kultusminister Hans Schwier (SPD) verteidigt Frieds Gedicht »Wo liegt Nicaragua«, das die NRW-CDU an nordrhein-westfälischen Schulen verbieten will.



Während der Aufnahme bei »1 plus« in Baden-Baden

Wo liegt Nicaragua

[...]

Und weil Nicaragua überall ist, darum stehen die Menschen überall, wo sie für Nicaragua stehen, auch für sich selbst und ihre eigenen Kinder, für ihr Leben und gegen ihren Tod.

Und wer in Deutschland am Leben bleiben will, soll bedenken:

Nicaragua liegt in der Bundesrepublik Deutschland, die alle Hilfe für Nicaragua gesperrt hat, die aber Geld schickt an die Mörderbanden der Contras, Nicaragua liegt in Deutschland, das Asylanten in ihre Herkunftsländer abschiebt zu Tod und Folter als wären noch nicht genug Todestransporte gerollt

über deutsche Geleise
zur Erledigung jenseits der Grenzen.

(1987; WIN 529–531)

16. Oktober Lesung im überfüllten Deutschen Theater in Berlin/DDR. Anschließend Premiere eines Filmportraits Erich Frieds von Roland Steiner (DEFA).

3. November Aufnahmen bei »1 plus«, dem Kulturprogramm der ARD, für die Sendung »Pluspunkte« zum Thema »Reichskristallnacht 1938«. Während der Dreharbeiten wird Erich Fried in ein Krankenhaus in Baden-Baden eingeliefert.

4. November Krebsoperation in Baden-Baden. Anschließend mehrere Tage im Koma.

22. November Erich Fried stirbt.

9. Dezember Trauerfeier und Beisetzung Erich Frieds auf dem Londoner Friedhof »Kensal Green« (Harrow Road, W10). Für den Grabstein wählte die Familie den Anfang des Gedichtes »Vielleicht«, der lautet:

Gedichte
die viel zerstörbarer sind
als Stein
werden vielleicht
mein Haus aus Stein
überdauern



Nachrufe

■ MARCEL REICH-RANICKI *Ein deutscher Dichter*

Erich Fried ist am Dienstagabend im Alter von 67 Jahren an einem Krebsleiden gestorben. Er gehörte zu den bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikern nach 1945. Und zu den erfolgreichsten: Mehr als zwanzig Gedichtbände hat er veröffentlicht mit einer Auflage von über 300 000 Exemplaren. Die Ossietzky-Medaille (1987) und der Büchner-Preis (1987) waren späte Auszeichnungen für einen Autor, dessen Gedichte manch konservativer Politiker noch vor wenigen Jahren »lieber verbrannt« gesehen hätte. [...]

In den letzten Jahren hat ihn seine schwere Krankheit gezeichnet. Fried mußte sich mehreren Operationen unterziehen. Aber er blieb produktiv, er war unermüdlich. Wie jene Wanderrabbis, die einst predigend und agitierend durch Palästina zogen, reiste er nach wie vor allmonatlich durch die Bundesrepublik, überall von einer treuen Gemeinde begrüßt, zu der auch solche gehörten, die seinen politischen Ideen eher mißtrauten und die dennoch an seine eifernd-besorgte Menschlichkeit glaubten, an seine Güte und Teilnahme. Denn das ist sicher: Dieser militante Poet war edel, hilfreich und gut. [...] Der Name Erich Fried wird nicht in Vergessenheit geraten, darf nicht in Vergessenheit geraten. (FAZ, 24. II. 1988)

■ ALEXANDER VON BORMANN *Dichter der Wortwirklichkeit*

Am 22. November ist Erich Fried (eher zufällig: in Baden-Baden) seinem Krebsleiden erlegen, das er lange Jahre mit schier unerschöpflicher Geduld getragen und als Herausforderung, als Forschungsgegenstand, als Grenze angenommen hat. Es fällt schwer, sich Erich Fried nicht mehr unter den Lebenden zu denken. Jahrzehntlang war er das Gewissen der (westdeutschen) Linken, indem er mehr war als das: ein Dichter. Innovativ führte er Brechts Lyrik weiter, gewann der deutschen Dichtung viele neue Töne hinzu, schrieb lakonisch ver-

kürzte Geschichten von großer Einprägbarkeit, leistete Vermittlungsarbeit zur angelsächsischen Kultur, bestand auf dem Zusammenhang von Leben und Dichtung und scheute keine deutlichen Worte, wo er sie angezeigt fand. Etwas von einem alttestamentarischen Propheten lebt in ihm. Viele seiner Texte werden weiterleben. [...]

Das Geltenlassen des Andern, das Fried zum großen Liebenden, zum engagierten Humanisten und zu einem der wenigen wirklich konsequent modernen Dichter machte, ist, das hat er vorgelebt, nicht in politischen Quietismus umzumünzen. Das jeweils Andere als das Andere *unser* wahrzunehmen bleibt eine Aufgabe, die auch strenge, auch erzieherische Töne nahelegt. »Unter Nebenfeinden« (1970) und »Höre, Israel!« (1974) sind Beispiele dafür. Auch hier wird die Kritik einer unmenschlichen (Palästina-)Politik wieder als »Befragung eines Wortes« vorgetragen.

Frieds Sprachsensibilität, die Sprache als jene Gestalt begriff, in der uns Wirklichkeit entgegentritt, machte ihn auch zum hervorragenden Übersetzer, und seine Shakespeare-Übertragungen gelten als eine der herausragenden Sprachleistungen dieses Jahrhunderts, gerade weil sie keinen Ausdruck glätteten, sondern die »Unverträglichkeiten zweier Sprachen wachhielten« (Klaus Reichert), die Herausforderung des Fremden annahmen. (Neue Zürcher Zeitung, 25. 11. 1988)

■ CHRISTA WOLF *Güte und Unerbittlichkeit*

Lieber Erich Fried,
Die Botschaft, die du mit dir führtest, warst du selbst. Ein mühsam an einem Stock gehender Mensch, mit schwerfälligem Körper und einem Kopf mit beharrlichen Augen, mit diesen um ihn schlotternden Kleidern, dieser an einem Riemen über die Schulter getragenen urtümlichen, prall gefüllten Aktentasche. Ein Mann, der immer von einer Veranstaltung kam und zu einer anderen unterwegs war, andauernd in ein eindringliches Gespräch vertieft – er kannte jeden, jeder schien ihn zu kennen – oder in einer Ecke hockte und etwas auf ein Stück Papier kritzelte; der, scheinbar unerschöpfbar, exzessiv seine Gedichte vortrug – keine Ahnung, wann er schlief – und alljährlich Gedicht- und Prosa-bände publizierte. Der sich auf alles und alle einließ, sich nicht schonte, nicht aufsparte, weder für ein Werk noch für ein auf sich selbst konzentriertes Leben.

Wie falsch wäre es, dich für naiv und arglos zu halten. In dir muß ein andauernder komplizierter Dialog zwischen verschiedenen Teilen

deiner Position in Gang gewesen sein, Teilstücke dieses gewiß anstrengenden Selbstgesprächs hast du wie unter Diktat aufgeschrieben, auch, um dich zu befreien, auch, um uns in deinen inneren Dialog hineinzuziehen, als Zeugen und Mitredner. Um auch uns die Fragen zu stellen, denen du ausgeliefert warst, und für die ich hier, leider, nur ein Beispiel anführen kann:

»Worte schreiben
nach denen man
nicht weiter
leben kann wie bisher
und dann doch weiterleben
fast wie bisher
Ist das Mut
oder waren es Lügen?«

Wenn einer, dann hast du es gewußt, welche Fragen man an sich selbst richten muß, ehe man eine einzige Frage an andere richten darf. Nein, die Kränkung tue ich dir nicht an, dem Lebenden nicht und nicht dem Toten, daß ich dich über deine peinvollen Selbstbefragungen hinwegtröste mit der Versicherung: Aber du, gerade du hättest es nicht nötig gehabt, dich so zu zermartern. Ich werde dir deine Lebensfragen nicht in Scheinfragen umlügen: Auch du hast sie nötig gehabt, auch du hattest Anlaß, dich nach den tiefsten Gründen für das, was du tatest und nicht tatest, zu erforschen, dich der Einsicht in die verborgenen Motive deines Schreibens immer neu auszusetzen. Und diese Schrecken nicht zu fürchten, das ist der eigentliche moralische Mut, von dir kann man ihn lernen. Nicht arglos, ganz bewußt hast du deine Angst, deine Verzweiflung, deine Irrtümer, Fehler und Unvollkommenheiten zu den unseren gelegt. Wer sie bloßstellen, angreifen, aufspießen wollte, konnte es tun und hat es getan. Wir aber mögen uns stärken sogar an den Schwächen eines klugen, mutigen und integren Menschen, der unser Zeitgenosse ist. (taz, 25. 11. 1988)

Texte von Erich Fried

Das Gesamtwerk von Erich Fried erscheint im Verlag Klaus Wagenbach.

Die Siglen verweisen auf die entsprechenden Texte Erich Frieds oder auf einzelne Gedichtbände; die dahinterstehenden Ziffern entsprechen der jeweiligen Seitenzahl. Alle mit einem Sigel versehenen Textzitate stammen von Erich Fried.

- A** Anfechtungen. Fünfzig Gedichte, in: Erich Fried, *Gesammelte Werke* (in vier Bänden). Hg. v. Volker Kaukoreit und Klaus Wagenbach, Berlin (Verlag Klaus Wagenbach) 1993/1998, Bd. I, S. 401–455. Im folgenden werden Nachweise aus den Gesammelten Werken abgekürzt durch z.B.: GW I, 401–455.
- AA** Am Alsergrund. Erich Frieds Jugendjahre in Wien (1921–1938). Texte und Dokumente. Hg. v. Volker Kaukoreit und Wilhelm Urbanek, Wien (Turia + Kant) 1995.
- AiE** »Der Flüchtling und die Furcht vor der Heimkehr«, in: Karl Corino (Hg.), *Autoren im Exil, Frankfurt am Main* (S. Fischer Verlag) 1981, S. 265–276.
- AuN** Anfragen und Nachreden. Politische Texte. Hg. v. Volker Kaukoreit, Berlin (Verlag Klaus Wagenbach) 1994.
- B** Beunruhigungen. Gedichte, in: GW 3, 81–139.
- BBC** »Intimus«-Sendung (Auszug) des »German Soviet Zone«-Programmes der BBC, 11. November 1963, Nachlaß (unveröffentlicht).
- BuG** Erich Fried. Ein Leben in Bildern und Geschichten. Hg. v. Catherine Fried-Boswell und Volker Kaukoreit, Berlin (Verlag Klaus Wagenbach) 1996.
- BvdF** Befreiung von der Flucht. Gedichte und Gegengedichte, in: GW 1, 519–593.
- EdW** Einbruch der Wirklichkeit. Verstreute Gedichte 1927–1988. Hg. v. Volker Kaukoreit, in: GW 3, 553–607.
- Ewi** Es ist was es ist. Liebesgedichte, Angstgedichte, Zorngedichte, in: GW 3, 7–80.
- FaM** Fast alles Mögliche. Wahre Geschichten und gültige Lügen, in: GW 4, 337–448.
- HI** Höre, Israel! Gedichte und Fußnoten, in: GW 2, 89–190.
- HO** Hamlet/Othello. Shakespeare-Übersetzungen, Berlin (Verlag Klaus Wagenbach) 1972.
- JP** Interviews mit Herlinde Koelbl, in: Herlinde Koelbl, *Jüdische Portraits. Photographien und Interviews*, Frankfurt am Main (S. Fischer Verlag) 1989, S. 69–73.
- MhK** Die Muse hat Kanten. Hg. v. Volker Kaukoreit, Berlin (Verlag Klaus Wagenbach) 1995.
- MsL** Mitunter sogar Lachen. Zwischenfälle und Erinnerungen, in: GW 4, 517–630.
- Nvg** Nicht verdrängen, nicht gewöhnen. Texte zum Thema Österreich. Hg. v. Michael Lewin, Wien (Europaverlag) 1987.
- Ö** Österreich. Gedichte, in: GW 1, 37–67.
- RuL** Am Rand unserer Lebenszeit. Gedichte, in: GW 3, 229–273.
- SkD** So kam ich unter die Deutschen. Gedichte, in: GW 2, 251–318.
- UaD** Das Unmaß aller Dinge. Fünfunddreißig Erzählungen, in: GW 4, 449–516.
- UK** Um Klarheit. Gedichte gegen das Vergessen, in: GW 3, 173–227.
- Vu** Was war sein Leben? Rückblick auf eine schwierige Beziehung«, in: Susanne Feigl/Elisabeth Pablé (Hg.), *Väter unser. Reflexionen von Töchtern und Söhnen*, Wien (Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei) 1988, S. 73–87.
- WIN** Wo liegt Nicaragua. Gedichte und ein Gespräch, in: GW 3, 525–531.
- wz** »London, N.W.2«, in: »werk und zeit« (Darmstadt), 1/1979, S. 10f.
- ZuU** Zur Zeit und zur Unzeit. Gedichte, in: GW 2, 531–621.

Erinnerungen an Erich Fried

ANNE DUDEN, »Erichs Zimmer«, in: Dies., *Wimpertier*, Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1995, S. 61–70; hier: S. 62f.

ERNST EISENMAYER, »Bei uns auf der Alserbachstraße«, in: *Am Alsergrund. Erich Frieds Jugendjahre in Wien (1921–1938). Texte und Dokumente*. Hg. v. Volker Kaukoreit und Wilhelm Urbanek, Wien (Turia + Kant) 1995, S. 129–135; hier: S. 129–133. Ernst Eisenmayer, Maler und Bildhauer, geb. 1920 in Wien. Lebte von 1939 bis 1973 in London, wo er bereits während des Krieges durch Vermittlung von Erich Fried Oskar Kokoschka kennengelernt hat. Er ging später nach Italien (Carrara) und Amsterdam und lebte dann wieder in Wien. Er starb dort 2018. (Internationale Ausstellungen, u. a. in Österreich, England, USA und Japan.)

CATHERINE FRIED-BOSWELL, »Über kurz oder lang. Erinnerungen an Erich Fried«, Übersetzt von Eike Schönfeld, Berlin (Verlag Klaus Wagenbach), 2008, S. 11–19.

HELMUT HEISENBÜTTEL, »Gruß für Erich Fried«, in: »Freibeuter« (Berlin), 7/1981, S. 2–4, hier: S. 2.

ERNST JANDL, »erich und ich«, in: Ders., *lechts und links. gedichte, statements, peppermints*, München (Luchterhand Literaturverlag) 1995, S. 47 f.; hier: S. 47.

TRUDE MANDEL, »Der Bub war schon wieder vorlaut«, in: *Am Alsergrund. Erich Frieds Jugendjahre in Wien (1921–1938). Texte und Dokumente*. Hg. v. Volker Kaukoreit und Wilhelm Urbanek, Wien (Turia + Kant) 1995, S. 125–127. Trude Pollak Mandel, geb. am 11. Mai 1928 in Wien, emigrierte im Februar 1940 in die USA. Sie studierte Kunst (an der Kunstakademie und Universität) in Los Angeles und war dort 22 Jahre lang Kunstlehrerin. Sie starb dort 1997.

HANS MAYER, »Augenblicke mit Erich Fried, 1991«, in: Ders., *Über Erich Fried*, Hamburg (Europäische Verlagsanstalt) 1991, S. 7–27; hier: S. 12–14.

PETER RÜHMKORF, »Die Mord- und Brandsache. Erich Fried: »und Vietnam und«, in: »Der Spiegel« (Hamburg), 24. April 1967.

R. S., »Wir stellen vor«, in: »Hier spricht London«, Nr. 298, 30. Oktober 1953, S. 2.

JOHANNES SCHENK, »Drehstühle im Müll«, in: Ders., *Zwiebeln und Präsidenten*, Berlin (Verlag Klaus Wagenbach) 1969, S. 12.

KLAUS WAGENBACH, »Zu dieser Ausgabe«, in: Erich Fried, und Vietnam und. Mit einer Chronik und einem Nachwort von Klaus Wagenbach. *Erweiterte Neuauflage*, Berlin (Verlag Klaus Wagenbach) 1996, S. 73–76; hier: S. 73f.

Bildnachweis

S. 15: Österreichisches Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien S. 6, 10, 18, 34, 46, 48 l. (H. Plemmons), 12, 48 r., 55, 56 (BBC) S. 66, 85, 88: Privatbesitz Familie Fried, London S. 39: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Wien S. 44, 70, 96, 107, 115: Archiv Verlag Klaus Wagenbach S. 60 o.: Liepman AG Zürich, S. 99: Marianne Fleitmann, Berlin, S. 113: Pan-Foto/Günther Zint, Hamburg S. 120: M. Buscher, Baden-Baden S. 122: Privatarchiv Volker Kaukoreit, Wien

© 1998, 2021 Verlag Klaus Wagenbach, Emser Straße 40/41, 10719 Berlin.
Das Karnickel auf S. 1 zeichnete Horst Rudolph. Gesetzt aus der Gill und der Sabon
von der Offizin Götz Gorissen, Berlin. Sämtliche Rechte an den Texten Erich Fried
liegen beim Verlag. Die Rechte an den Erinnerungen an Erich Fried liegen bei den
jeweiligen Autoren. Die Rechte zur Verwendung der Fotos müssen bei den ge-
nannten Archiven bzw. Fotografen angefragt werden. Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 3 8031 2323 2